

# Die Krone

Nr. 12

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

## Im Moor.

Erzählung von Ernst Prezang.

(Illustration)

**N**ein, nein. Nur ja nicht! sagte Kroninger und hob abwehrend die Hände. „Also!“ Pastor Driesner klopfte ihm beruhigend auf die Schulter. „Lassen wir die Frau mit dem Kinde doch ruhig dort sitzen, solange es ihr gefällt. Erstens ist das eine schöne Tat der Mildherzigkeit, und dann, stellen Sie sich vor, lieber Freund, was daraus entstehen könnte, wenn wir sie hier im Dorfe hätten. Nein, sie ist im Moor am besten aufgehoben. Und drittens und letztens: eines schönen Tages wird sie selbst gehen. Zweifellos. Der Stall hält keine hundert Jahre mehr, und auf die Dauer kann sich niemand von Heidekraut nähren.“

„Ja,“ sagte der Amts- vorsteher nach kurzem Nachdenken. „Es wird das beste sein. Sie sind mir ein wahrer Freund, Pastor.“

Er schüttelte ihm die Hand und ging. Und je mehr er sich den Gedanken hingab, die Driesner in ihm angeregt, um so breiter fühlte er sich. So, nun waren die Dinge doch wohl endlich zu einem Abschluß gekommen.

So dachte er.

Aber schon nach einem Jahre trat wieder etwas an ihn heran und weckte die alten Schatten zum Leben.

Franziska Wittkow verließ die Schule. Pastor Driesner meinte, es ginge nicht an, sie etwa untätig bei ihrer Mutter zu lassen oder sie gar bei einem Bauern als Magd unterzubringen. Er empfahl der gnädigen Frau, sich des Mädchens anzunehmen.

Franziska Wittkow erklärte sich ohne Besinnen bereit. Ihr Mann protestierte. Es sei ihm unmöglich, ihre fortgesetzte Gegenwart zu ertragen. Er käme dann aus der Erinnerung an die verdaunten alten Geschichten überhaupt nicht mehr heraus.

Der Pastor rückte: „Das habe ich mir gerichtet, Amtsvorsteher. Aber vielleicht habt Ihr Bekannte? irgendwo. Ze weiter entfernt, so besser.“

„Ja, natürlich!“ Frau Kroninger sagte es ganz erfreut. Und dann bemühte sie sich mit Eifer und Erfolg um eine Stellung für Franziska. Es fanden sich vornehme und reiche Bekannte in Berlin, die sich bereit erklärt hatten, das Mädchen zur Rose auszubilden.

Pastor Driesner übernahm die Verhandlungen mit der Moorbäuerin. Er hatte große Schwierigkeiten erwartet. Und war um so erstaunter, als die ganze Angelegenheit in fünf Minuten geregelt war. Er ärgerte sich nochher über die Zeitverschwendungen, mit der er sich auf-

Es war, als ob sie alle Last, alle Verantwortung auf ihn schicken wollte, der, wie sie meinte, die Veranlassung zum Tode ihres Mannes gegeben.

Und noch ein anderes trieb sie: eine heimliche Durchsuchung des Mädchens, das sich nicht mehr von ihr regieren lassen wollte. Das sich wohl äußerlich duftete vor ihrer Hörten kaum, das aber seine eigenen Wege ging, wie und wo es nur konnte.

Das unruhige, trohige Herrenblut des toten Moorbauern wirkte in Franziska. Und seine Eitelkeit. Es war lächerlich und schmerlich anzusehen, wenn schon die Zehnjährige sich mit bunten Lappen schmückte, die sie aus allen Behältnissen auf dem Boden hervorgekramt hatte. Die vierzehnjährige ging ganz in ihrer Putzliebe auf. Und wenn sie am Tage einige Stunden im Garten gruben halte, von den strengen Augen der Mutter im Raum gehalten, dann saß sie am Abend doch wieder im Bodenwinkel, an dem Fenster, suchte in den Kisten und Kästen und Koffern, und nähte und schmückte sich vor einem blinden Stück Spiegelglas, das sie auf einem Schnitzbauen gefunden hatte.

In einem Sonntage, als Frau Wittkow wieder grüßend in ihrer Stube saß, eben damit beschäftigt, über die Zukunft des Mädchens nachzudenken, trat dieses herein. In einem merkwürdigen Anzuge. Einen Hut auf dem Kopf, wie ihn die wohlhabenden Bäuerinnen vor einigen Jahrzehnten trugen, ganz mit roten Kirschen behängt, die bis auf die Ohren baumelten. Ein schwarzes, zerschlissenes Mieder, darüber eine Bluse, die sie sich aus bunten Glasperlen geschnitten, und ein langes, weißes, düstiges Kleid, verstaubt und zerknüllt, wie es aus der Kiste gekommen war. In Miene und Haltung eine Dame nachahmend, einen Papierfächer in der Hand, so kam sie, das Kleid lang nachschleppen lassend, herein.

Franziska Wittkow erkannte sie nicht gleich.



Das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

eine Rede präpariert hatte, die er dann gar nicht anbringen konnte. Als er zur Moorbäuerin einleitend sagte, Kroninger wolle Vaterstelle an ihrer Tochter vertreten, da lachte sie zwar höhnisch auf und meinte, das sei ihm ziemlich spät eingefallen, aber zu dem Vorschlage, die Tochter nach Berlin zu geben, nickte sie doch, nachdem sie sich's eine Minute überlegt hatte.

Es war ein Ausweg für sie nach all den Grübeln, in denen sie sich zerquält hatte, was mit der Franziska anzufangen sei. Und nun ergriff sie schnell die Gelegenheit und sagte: „Wie Kroninger meint. Am Ende ist es wirklich keine Sache.“

**Den Artilloren ins Stammbuch.** Sie Artilloren, die Blutsauger des Staates, hoffen auf die Truppen, und ich habe welche sich öffentlich rühmen hören, daß die Soldaten sich mit Vergnügen in unserem Blute baden werden. Nein, lieber Bürger, nein, die Soldaten werden nicht mit Vergnügen ihre Brüder ermorden; ihre Freunde, Franzosen, die kämpfen, um sie, die Soldaten, in den militärischen Graden zu erheben, um dem Handwerk der Waffen seinen ursprünglichen Adel wiederzugeben, damit es nicht ein Gewerbe sei, schmäbler als das der Henter; denn die Henter vergessen nur aus Verlangen des Könige Blut, und unsere Soldaten waren bereit, alles Blut zu vergießen, woran der Despotismus Lust hat. Nein, diese Soldaten, Sklaven auf acht Jahre, entwürdigter als unsere Vasallen und den Stadtschägen unterworfen, diese Soldaten, die wir befreien wollen, werden nicht die Waffen gegen ihre Brüder fehren; sie werden in Menge kommen, um sich mit ihren Verwandten, ihren Landsleuten, ihren Freunden zu vereinen, und die Idioten werden staunen, wenn sie um sich bloß die Hände der Armee und eine kleine Anzahl von Menschen und Vatermörder erbliden. Eine solche Truppe wird sich vor der unzählbaren Masse der Patrioten zerstreuen, wie die Briganten vor der Justiz.

Samtthe Desmontins: Das freie Frankreich, Juli 1789, vor dem Übergang der Garde zum Volk.

**Das Lassalle-Jugendbildnis,** das wir in dieser Nummer bringen, ist bisher noch in seinem sozialistischen Platze wiedergegeben worden. Vor Jahren wurde es in einem bürgerlichen Platze in einer sehr mähnigen Prädikation der Lessalleschen Jugendlichkeit zugänglich gemacht, ohne besondere Wirkung. Jetzt ist das Original durch die freundliche Unterstützung einiger wohhabenden Parteigenossen und Geheimnisse für das Pariser Archiv erworben worden, und es soll in guter mehrfarbiger Reproduktion auch für weitere Kreise der Verbreitung erhalten werden.

Das Original ist ein ländlicher vollendeter Naturale, das Lassalle in den Jünglingsjahren in fast klassischer Schönheit zeigt. Man weiß, wie Lassalle in einem etwas jugendlich-stark ausgeprägten und gesteigerten Selbstbewußtsein seine eigene Schönheit in diesen Jahren sehr wohl zu schätzen wußte, wie er sich gern ihres Einflusses auf das weibliche Geschlecht im besonderen, rühmte. Nach diesemilde, dessen naturgetreue Ähnlichkeit verbürgt ist, wird man Lassalle auch in dieser Hinsicht wohl begreifen. Es zeigt sein hohes schmales Gesicht in reinen, ebenen Formen, die Augen noch klarblau, das braue Haar noch dunkelblond. Ein zarter, fast weiblicher Zug durchzieht das ganze Antlitz, eine Eigenschaft der Jugend, die wir gerade bei großen Männern der Geschichte auffallend und häufig finden. Die hohe Stirn und das sinnende

Augen-Beruf steht, noch nicht zehn sind, die den bürgerlichen Klassen im weitesten Sinne des Wortes zugerechnet wären: einige Tischlermeister (3), ein Speselweiß, ein Lederwarenfabrikant, ein Eisenbahninspektor und ein paar andere, das ist alles. Studenten und Studierende sind unter den Gefallenen alles in allem drei. Von einem davon (Holzendorf) steht noch dazu fest, daß er vor militärischen Verfolgung zum Opfer gefallen ist, ohne überhaupt irgendwie mit dem Stamps zu tun gehabt zu haben. Mehr als neun Zehntel der Opfer gehören dem Proletariat an; denn es liegt auf der Hand, daß auch die 33 nicht rekrutierten Leichen durchweg zur Arbeiterklasse zu rechnen sind. Am stärksten sind unter den proletarischen Gefallenen die Holzarbeiter vertreten;

Baumeister ist, daß sie schon vor vierhundert Jahr in ihrem Gewerbe einen längeren Arbeitsvertrag nicht fanden. Während alle übrigen Bünfte und Handwerke Mündigkeitsfristen von 14, mindestens aber 8 Tagen hatten, hiess es in der Straßburg-Steinmeierordnung von 1563: „ein jeglicher Meister mag Urlaub nehmen alle Vohabend, wenn es ihm nicht gefällt, da ist Niemand zu dem anderen gebunden“. Damit war nun nicht etwa ausgedrückt, daß der Geselle jederzeit aufhören, sondern nur, daß der Meister ihn jederzeit entlassen könne. Denn die Gesellen an die Arbeitsstelle zu fesseln hatten die Meister folgenden keinen Paragraphen ausgeschlagnett: „welcher Gesell bei einem Meister steht den Winter über, derselbe soll bei dem Meister stehen bis auf St. Johannisstag, wenn nicht die Korn kommt“. Es wäre denn, daß der Meister keinen Streit mit dem Meister hätte, so mag wohl abziehen. Weiß der Geselle etwas Unrecht über den Meister und verspricht das nie zu den Winter über und den Sommer erzählt er dem Meister tut das als ein treuloser und ist nicht seinem Gesellen“.

Viel Bewegungsfreiheit ließ diese Ausnutzung meisterlicher Gewaltpolitik den Gesellen so haupt nicht. Als Motto trug sie stillschweigend Aussicht „nicht nachdrücken“. Auch mit einer müßigen, patriarchalischen Arbeitsweise scheint nicht weit her gewesen zu sein; schon damals so aus dem Arbeiter sowiel herausgeholt werden, s. nur möglich, dann der Profit will. Darum heißt es: „es sollen auch die Gesellen in der Zeit ihres Stücks klein warten und nicht nebst zusammenlaufen, Gesellwäge zu treiben, damit Herren (Bauberren) an ihrem Werke nicht behindert werden“. Und an anderer Stelle: „es sei kein Gesell ohne Erlaubnis aus der Hütten, o wenn er zu den Suppen oder sonst zum Essen g ohne Erlaubnis ausbleiben; soll auch keinen am Montag machen. Wo einer das thäte, soll er in Meisters und der Gesellen Strafe stehen und Meister Macht haben, ihn zu verläuben entlassen, in der Woche, wann er will“.

Natürlich versuchten die Meister auch, in mittels der Arbeitsordnung der Gesellenorganisation und deren Wirkung Abbruch zu tun. Das Besonders heimliche Angst der Meister vor der Revolution lässt sich bei der Rassung der Worte zwischen den Zeilen lesen. Es heißt da: „Z. gleichen sollten sich die Gesellen hinfürder nicht mitrottieren oder verbinden, samthoft aus einer Füderung (Hütte) zu ziehen und einen Bau hinterstellig zu machen. Denn darum bisher altertum von Herren und Städten unserer Bruderseb Eintrag geschehen ist. Sonder hält sich ein Meister anders, dann recht in einigen Städten, der soll in genommen werden vor dem Handwerke und deshalb Auspruch (Urteil) geschehen. Es soll auch



Befreiung der strauchhaften auf dem Friedhof der März gefallenen in Berlin.

22 Eisengesellen und 3 Zimmergesellen sind im Straßenkampf geblieben. Die nächst zahlreiche Rübit sind die „Arbeitsleute“ schlechthin, im ganzen zwölf. 8 Schlosserarbeiten sind unter den Toten, 7 Schneidergesellen, 5 Kartänder, 5 Schuhmacher, 5 Seidenwirker gesellen, 4 Buchbindergesellen, drei Maschinebauer, 3 Maurergesellen, 3 Schneider gesellen, 3 Zeugschmiedegesellen, 2 Haustaechte, zwei Weber, 2 Handlungsdienner, 2 Tapetierer, 2 Vergoldergehilfen. Mit einem Toten sind fast alle anderen proletarischen Berufe, die es damals in Berlin gab, in dem Leichenschewichnis vertreten, 5 Bildhauer, Buchdrucker, Müller gesellen, Bäcker gesellen, Käschmacher, Maler gehilfen, Hausdiener, Tärtler gesellen, Möbelpolierer, Töpfer, Schlächter, Büchsenmacher usw. Viele verschiedene Berufe sind fünf unter den Toten. Kurz, fast alle Opfer der Märzrevolution waren Proletarier, und so versteht sich von selbst, daß auch die Barrikadenkämpfer durchweg der Arbeiterklasse angehört haben. x. y.

**Antistreikerklasse der mittelalterlichen Bauhütten.** Mit der Harmonie zwischen Meister und Gesellen war es auch im mittelalterlichen Handwerk gar schlecht bestellt. Die Interessen der Meister und die der Gesellen ließen sich damals so wenig unter einen Hut bringen, wie dies heutzutage der Fall ist. Daher sind Ausperrungen seitens der sozialisierten Meister, Berufs- und Streik seitens der sozialisierten Gesellen gar häufige mittelalterliche Ereignisse. Mit wechselndem Erfolge kämpften dabei die Parteien. Denn schon damals halten die großen sozialisierten Meisterverbände das Übergewicht über die Gesellenorganisationen. Das war besonders der Fall in dem mittelalterlichen Maurer- und Steinmetzgewerbe, den Bauhütten. Diese, stramm über ganz Deutschland zentralisiert, mit dem Hauptstube in Straßburg, vermochten lange Zeit jeden Widerstand der Gesellen gegen die Übergriffe der Meister unzählig zu machen. Vor allen Dingen waren die Bauhütten Meister in kein ausgetüftelten Arbeitsordnungen und Arbeitsverträgen. Diese legten einen so scharfmächerischen Stempel wie nur je ein Arbeitsvertrag unserer Tage. Bezeichnend für den „Herrn-im-Hause“-Standpunkt der mittelalterlichen



Polizeiliche Kontrolle der Straßenschießen Aufführungen.

Auge ziehen besonders die Außermoralität auf sich, jie vor allem auch lassen in dem Jüngling abnen, was der Mann gehalten hat.

m. g.

**Berufsstatistik und Klassenzugehörigkeit der Märzgefallenen.** Bürgerliche Geschichtsdarstellungen der älteren Zeit, die nicht ganz reaktionär gefärbt sind, wollen gewöhnlich den Ruhm des Berliner Barrikadenkampfes vom 18. März dem Bürgertum zugeschaut wissen. Außerdem spielen in der herkömmlichen liberalen Legende über die Märzrevolution die Studenten eine große Rolle. Es ist aber leicht, diesen Behauptungen gegenüber einwandfrei die historische Wahrheit festzustellen, daß die große Masse der Barrikadenkämpfer aus Proletariern bestanden hat, weil das Namenverzeichnis der am 18. und 19. März Gefallenen bei allen Toten, wo der Beruf festgestellt war, ihn auch angegeben hat. Daraus ergibt sich nun, daß unter den 134 Toten,



Bor dem Eingang des Friedhofs.

stehenden Rechten ein solcher Meister nicht geschehen werden von keinem Gesellen, bis zu Austrag de Sache, es wäre denn, daß ein Solcher den Rechten ungehorsam wäre, so mag denn sein wohl müssig gehen.

Vor dem Austräben haben die Meister alle Mauschetten. Um ein solches zu verhindern, findet sich noch folgende Bestimmung: „Geschehe es daß ein Geselle oder Meister etwas anzeigen würdet, das vom Hören sagen heftame und einer den anderen solches sage; solange man das nicht für gewiss weiß und dasselbe rechtlich erwiesen ist, soll ein Solcher von Niemand gescheucht oder aufgerückt werden, sondern sein Handwerk leiten bis auf die Zeit, daß es wahrlich auf ihn gebracht unrechtschäftig überwunden wäre. Es wäre denn, daß ein Solcher dem Rechten vor dem Handwerke nicht gehorsam sein wollte, dann soll man ihn müssig geben lassen laut unserer Ordnung.“ a. e.

# SPIEGELBLATT

Nr. 12

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

## Im Moor.

Erzählung von Ernst Prezang.

**N**ein, nein. Nur ja nicht!" sagte Kroninger und hob abwehrend die Hände.  
„Alsol“ Pastor Driesner klopfte ihm beruhigend auf die Schulter. „Lassen wir die Frau mit dem Kind doch ruhig dort sitzen, solange es ihr gefällt. Erstens ist das eine schöne Tat der Mildherzigkeit, und dann, stellen Sie sich vor, lieber Freund, was daraus entstehen könnte, wenn wir sie hier im Dorfe hätten. Nein, sie ist im Moor am besten aufgehoben. Und drittens und letztens: eines schönen Tages wird sie selbst gehen. Zweifellos. Der Stall hält keine hundert Jahre mehr, und auf die Dauer kann sich niemand von Heidekraut nähren.“

„Ja,“ sagte der Amts- vorsteher nach kurzen Nachdenken. „Es wird das beste sein. Sie sind mir ein wahrer Freund, Pastor.“

Er schüttelte ihm die Hand und ging. Und je mehr er sich den Gedanken hingab, die Driesner in ihm angeregt, um so freier fühlte er sich. Ja, nun waren die Dinge doch wohl endlich zu einem Abschluß gekommen.

So dachte er.

Aber schon nach einem Jahre trat wieder etwas an ihn heran und weckte die alten Schatten zum Leben.

Franziska Wittkow verließ die Schule. Pastor Driesner meinte, es ginge nicht an, sie etwa untätig bei ihrer Mutter zu belassen oder sie gar bei einem Bauern als Magd unterzubringen. Er empfahl der gnädigen Frau, sich des Mädchens anzunehmen.

Franziska Kroninger erklärte sich ohne Besinnen bereit. Ihr Mann protestierte. Es sei ihm unmöglich, ihre fortgesetzte Gegenwart zu ertragen. Er käme dann aus der Erinnerung an die verdammten alten Geschichten überhaupt nicht mehr heraus.

Der Pastor nickte: „Das habe ich mir gedacht, Amtsvorsteher. Aber vielleicht habt Ihr Bekannte? irgendwo. Je weiter entfernt, desto besser.“

„Ja, natürlich!“ Frau Kroninger sagte es ganz erfreut. Und dann bemühte sie sich mit Eifer und Erfolg um eine Stellung für Franziska. Es fanden sich vornehme und reiche Bekannte in Berlin, die sich bereit erklärten, das Mädchen zur Tochter auszubilden.

Pastor Driesner übernahm die Verhandlungen mit der Moorbäuerin. Er hatte große Schwierigkeiten erwartet. Und war um so erstaunter, als die ganze Angelegenheit in fünf Minuten geregelt war. Er ärgerte sich nachher über die Zeitverschwendug, mit der er sich am

Es war, als ob sie alle Last, alle Verantwortung auf ihn schieben wollte, der, wie sie meinte, die Verantwortung zum Tode ihres Mannes gegeben.

Und noch ein anderes trieb sie: eine heimliche Aerdahl um das Mädchen, das sich nicht mehr von ihr regieren lassen wollte. Das sich wohl äußerlich duckte vor ihrer harten Hand, das aber seine eigenen Wege ging, wie und wo es nur konnte.

Das unruhige, trobige Herrenblut des tollen Moorbauern wirkte in Franziska. Und seine Eitelkeit. Es war lächerlich und schmerlich anzusehen, wenn schon die Zehnjährige sich mit bunten Lappen schmückte, die sie aus alten Behältnissen auf dem Boden hervorgekramt hatte. Die vierzehnjährige ging ganz in ihrer Pustliebe auf. Und wenn sie am Tage einige Stunden im Garten geplanten hatte, von den strengen Augen der Mutter im Raum gehalten, dann saß sie am Abend doch wieder im Bodenwinkel, an dem Fenster, suchte in den Kisten und Kästen und Kossen, und nähte und schmückte sich vor einem blinden Stück Spiegelglas, das sie auf einem Schutt haufen gefunden hatte.

An einem Sonntage, als Frau Wittkow wieder grübelnd in ihrer Stube saß, eben damit beschäftigt, über die Zukunft des Mädchens nachzudenken, trat dieses herein. In einem merkwürdigen Anzuge. Einen Hut auf dem Kopf, wie ihn die wohlhabenden Bäuerinnen vor einigen Jahrzehnten trugen, ganz mit roten Kirschen behängt, die bis auf die Ohren baumelten. Ein schwarzes, zerschlissenes Kleid, darüber eine Weste, die sie sich aus bunten Glasperlen gesetzt, und ein langes, weißes, duftiges Kleid, verstaubt und zerknüllt, wie es aus der Kiste gekommen war. In Miene und Haltung eine Dame nachahmend, einen Papierfächer in der Hand, so kam sie, das Kleid lang nachschleppen lassend, herein.

Franziska Wittkow erkannte sie nicht gleich.



Das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

eine Rede präpariert hatte, die er dann gar nicht abringen konnte. Als er zur Moorbäuerin einleitend sagte, Kroninger wolle Vaterstelle an ihrer Tochter vertreten, da lachte sie zwar höhnisch auf und meinte, das sei ihm ziemlich spät eingefallen, aber zu dem Vorschlage, die Tochter nach Berlin zu geben, nickte sie doch, nachdem sie sich's eine Minute überlegt hatte.

Es war ein Ausweg für sie nach all den Grübeleien, in denen sie sich zerquält hatte, was mit der Franziska anzufangen sei. Und nun ergriff sie schnell die Gelegenheit und sagte: „Wie Kroninger meint. Am Ende ist es wirklich seine Sache.“

Dann sprang sie auf und riss dem Mädchen alles vom Leibe.

Franziska schrie und lief hinaus, kleidete sich um und verschwand dann bis zum späten Abend.

Das kam nun auch öfter vor.

Zuerst fiel es der Alten nicht auf. Als sie aber einmal das Mädchen wider dessen Erwarten an einer Arbeit im Hause zurückhielt, kam ihr ein leises Preisen zu Gehör. Zunächst dachte sie an einen freunden Vogel. Es sang aber zu absichtlich und verstärkte sich auch. Als es sich fort und fort mit kleinen Zwischenpausen wiederholte, öffnete sie das Fenster und sah hinaus. Auf dem weiten Moor war nichts von einem Menschen zu erblicken. Dann pfiff es wieder. Und nun bemerkte sie, daß es aus einer Hecke hervorkam, die den Rand der Sandinsel säumte, und daß es ein ziemlich großer Vogel sein mußte, nach den dunklen UmrisSEN zu urtheilen, die aus der Hecke hervorschatteten.

Frau Wittkow schloß das Fenster und sah auf das Mädchen. Es saß ruhig, doch mit rotem Kopf an der Arbeit.

Die Mutter wartete ein Weilchen. Als das Lachen da draußen nicht enden wollte, ging sie hinaus. Sie nahm einen Knüttel aus dem Stall und war mit wenigen, eiligen Schritten an der Hecke. Der Knüttel fuhr einige Male auf und nieder. Aber er hatte wohl keinen großen Schaden angerichtet; denn der fremde Vogel flog gleich darauf aus dem Busch und flöte über das Moor, dem Dorse zu.

Arnold Kroninger war's, der Sohn des Amtsvorsteher's.

Da nickte Frau Wittkow finster und hob drohend den Knüttel nach den Pappeln, die vom Dorse zum Gutshof des Kroninger führten.

Aber als dann der Pastor kam und von der Fürsorge sprach, die dem Mädchen zuteil werden sollte, gab sie doch ihre Zustimmung.

\*

Nun war es noch einsamer auf der Moorkinsel geworden. Die Tage ronnen wie ein trüber, gleichmäßig bewegter Strom dahin, und es war ganz gleichgültig, ob der Sturm heulte, der Regen niederrieselte, ob es schneite oder die Sonne herabschien aus den Stall, der sich freilich nicht gleichfieb, sondern Dach und Wände immer mehr dem Moor zu senkte und nun windschief über dem Abhang hing wie ein Sterbender, der sich mit seinen letzten Kräften an das Leben klammert. Steine bröckelten aus der Mauer — Frau Wittkow sah es nicht. Der Sturm schlug Ziegel vom Dach. Sie steckte Strohwische in die Löcher, wenn es ihr in Stube oder Küche regnete.

Nein, die ehemalige Moorbäuerin wußte nichts mehr von Schönheit und Ordnung, wußte nur von ihrer Armut, wenn sie durch die zahlreichen Verschläge schritt, von denen jetzt nur zwei besteh waren: mit dem Ferkel der eine, mit der Ziege der andere. In den übrigen herrschte Leere und Stille, und nur zuweilen gab es Gepolter oder Gequiek, wenn die große gelbe Katze hinter den Mäusen einherjogte.

Frau Wittkow kümmerte sich nicht darum. Sie hauste oben in der kleinen Stube und Küche, deren Fenster aufs Moor hinausgingen, — dort, wo jahrelang eine Landarbeiterfamilie mit fünf Kindern gewohnt hatte, wenn man den Aufenthalt neben einem zugigen Boden, der sein Licht aus trübem, spinnwebverhaengten Scheiben erhielt, wohnen nennen kann.

Ja, in diesen jämmerlichen Räumen, an deren Wänden noch der bestimrende Hauch der Armut und des Elends klebte, in diesen ehemals weißglänzenden Verschlägen, auf die eine niedrige, verräucherte Decke drückte, auf den schmutzigen, verrotteten Fußbodenbrettern, durch die der Duft des Stalles herausstieg und die Luft verpestete, hier lebte die einst so stolze und

bewunderte Moorbäuerin, die an ihrem Hochzeitslager mit vier Pferden auf den Hof geradelt war und den spazierbildenden Leuten mit einem hochmütigen Stopznicken geantwortet hatte. Sie wohnte jetzt in Räumen, die sie zu Nebzeiten ihres Mannes schon deshalb nicht betreten hatte, weil sie hätte fürchten müssen, mit dem Kopf an die Feste zu stoßen.

Aber das Unglück macht kleiner. Es hatte auch die Moorbäuerin gebugt; sie konnte jetzt sogar durch die Tür treten, ohne mit dem Haar den oberen Rahmen zu berühren.

Und sie konnte arbeiten.

Sie grub ihr Gemüse- und Kartoffelland um, und nur der einst so gepflegte Blumen-garten wuchs wild und ohne daß sich eine Hand um ihn regte.

Einstmal, als die Bäuerin wieder begonnen hatte, die Schollen umzuwerfen und der Spaten in gleichmäßigen Rhythmus auf- und abfuhr, gab es einen hellen Klang, und einen Ruck, der der Grabenden in die Finger fuhr. Sie scharrete die Erde fort. Etwas Notes kam zum Vorschein: eine Grundmauer vom ehemaligen Moorbauernhof, die hier von Unkraut überwuchert im Acker stand, eine von den Grundmauern, denen die Zeit nichts hatte anhaben können.

Frau Wittkow beschaffte sich die Hände; es zuckte in ihnen; sie waren braun und trocken, hart und brüchig wie gedörtertes Leder; sie, die einmal weiß und weich gewesen waren. Denn die Moorbäuerin hatte nichts aufzufassen gedurft: keinen Kochtopf, keinen Schneelappen. Wittkow wollte eine Dame im Hause haben, die ihre Hände nicht unter dem Tisch zu verstecken brauchte, wenn sie mit der Frau Amtsvorsteher oder der Frau Pastor beim Kaffee saß oder beim Wein.

Und nun?

Nein, das schmerzte sie nicht. Über da aus der Tiefe der Seele, wo die Vergangenheit tot, scheintot begraben lag, zuckte bei dem Ruck des Spatens und beim Anblick der Mauer auch etwas Notes auf: ein Licht, das mit taghellem Scheine die vergangenen Jahre erleuchtete und sein mitleidloses Feuer tief hinein in das Dunkel warf, daß es aufblitzte und deutlich wurde, was dort verborgen und von den Schatten gewöhnlicher Tage bedeckt gewesen war. Wie eine heiße Welle brach die Erinnerung von unten herauf, spannte das faltige, lederne Gesicht und richtete das gebogene, hägere Weibchen zur Moorbäuerin auf. Ihre Augen öffneten sich, und das Feuer, das da immer im Hintergrund brannte, sah nun unverhüllt heraus. Das Feuer des Hasses und der Nachsucht.

Der Spaten fiel um und schlug noch einmal klirrend auf. Frau Wittkow sah hinüber über das Moor, über das Wasser bis dahin, wo hohe Pappeln aufragten. In der Nähe des Dorfes begann ihre Doppelreihe, hob sich dann scharf von schwarzen Ackerflächen ab und endete in einem niedrigen, buschartigen Park, aus dem ein weißes Haus herausleuchtete. Das Sonnenlicht lag voll auf den Fenstern des Kroningerhauses, daß sie blitzten und funkelten.

Dort saß er. Der Verfluchte. Er, der ihr Leben zerstört hatte. Er, der immer wieder all ihr Zinnen in Anspruch nahm; von dem sie nicht loskommen konnte; um den nach ein paar Tagen oder Wochen der Ruhe stets von neuem alle Gedanken und Empfindungen freisten; denn sie die festigsten, häßlichsten Schnipsworte sagen mußte, wenn er sie auch nicht hörte; den sie quälen und töten mußte, ob er auch immer wieder weiterlebte.

Sie hob die Faust nach dem weißen, freundlichen Hause hinüber.

Aber niemand sah es.

Auch Frau Hinrichs nicht, die gerade über den holprigen Damm geklettert kam. Sie war die Schwester der einsamen Frau Wittkow und

an einen Bäckermeister im Dorf verheiratet. Sie mußte zuweilen kommen, mußte, weil sie sonst erstickt wäre an all dem Dorstratsch, der sich so in Wochen ansammelte und den sie da unten nicht loswerden konnte, weil sie Mühsicht aufs Geschäft nehmen mußte. Doch kam sie nicht lediglich aus diesem Grunde. Die Schwester dauernte sie, ihrer Einsamkeit, ihres ganzen Schicksals wegen. Und sie brachte immer etwas mit: Kaffee, Zucker, Mehl, auch Kuchen, wenn Festtage in Aussicht standen, und andere Nüchternheiten, die nun einmal im Moor nicht wuchsen. Und sie gab es ohne Biererei und Gönnerium, langte es einfach unter dem großen Umschlagetuch hervor, stellte es auf den Tisch und kochte Kaffee. Dann legte sie los. Unerlos konnten hier oben Meinungen und allerschärfste Urteile dahinstromen; denn Frau Wittkow nahm nur einen geringen Anteil an Dingen, die sie nicht selbst betrafen.

Heute sagte sie nichts, gar nichts. Sie saß, die Hände im Schoß, die Blicke auf den Boden gerichtet, wie ein Steinbild und ließ die Veredsamkeit ihrer Schwester widerstandslos auf sich herniederrauschen, wie jemand, der auf einer weiten Ebene im Regen geht und nirgends untertreten kann. Vielleicht hörte sie gar nicht, was Frau Hinrichs sagte. Oder doch nur halb. Etwa so, wie man eine entfernte Musik hört. Und wenn die Bäckerfrau einmal eine Frage dazwischen schob und der Schwester auf die Knie kloppte: „Kee, nu hör doch bloß mal, Känel!“, dann war's wie ein Erwachen, und es kam ein müder, gelangweilter Blick aus glanzlosen Augen. Aus glanzlosen Augen, in deren Hintergrund wie weit entfernt ein Feuer brannte.

Der Medestrom der Frau Hinrichs staute sich plötzlich wie an einem Wehr. Sie fürchtete sich fast, fühlte, daß ihr da etwas Fremdes entgegenstand. Sie schaukelte sich einige Male hin und her, stand auf, sagte „Adiüs!“, zog an der Tür noch einmal schnell das Wehr hoch und ließ den Medestrom ablaufen, und dann schob sie hinaus über den Hof auf den Damm, wo die kleine, runde Person fast wie eine Kugel dahinrollte und alle Hindernisse mit Leichtigkeit nahm.

Am folgenden Tage grub Frau Wittkow wieder. Aber sie entfernte sich um einige Schritte von der Stelle, wo der Spaten aufgestochen war und sicherte sich so davor, von neuem einen Ruck in die Finger, einen Riß in die Seele zu bekommen.

(Fortsetzung folgt)



## Weimar.

Von Otto Rühle.

**M**eine Großmutter hatte ein altes Gebetbuch, mit wunderlich verschnörkelten Schriftzeichen. Zwischen den fahlen Blättern lagen trockene Sträuschen Melisse und Mosmarin, stummie Angebinde der Freundschaft und Liebe aus längstentzweigten, sonnenfrohen Jugendtagen. Schlug man das Buch auf, so entströmte ihm ein süßer, würziger Duft, und wenn meine Großmutter den Duft atmete, stahlen sich ihr Tränen der Wehmuth und Rührung in die Augen. „Ach, die Jugendzeit,“ seufzte sie und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen, „wie schön sie doch war. . . . Aber auch das Alter ist schön, wenn man sich einer so frohen Jugend erinnern kann.“ . . .

Ich habe damals für die großmütterliche Sentimentalität kein Verständnis gehabt. Und meiner eigenen Jugend weine ich selbst keine Träne nach. Aber immer, wenn ich nach Weimar komme, verspüre ich seltsame sentimental Anwandlungen. Da ist mir, als breitete sich ein Stück jenes Schleiers der Wehmuth in

Mührung, auf dem die Erinnerung der Großmutter in ihr Jugendland entschwiebte, über mein Gemüt. Als atmete ich einen süßen, schwülsten, altnodischen Duft von Rosmarin und Melissen. . . .

Die ganze Stadt ist wie in stimmungsvolle Erinnerung getaucht. Hier lärmst und rasselt keine moderne Industrie, keine Nachfahrnen flattern von Schornsteinen und Schloten in das Himmelblau; der Pulschlag der Zeit hämmert hier noch nicht im Siebertempo. Dornröschchen, das liebliche, schlummert hinter dichten blühenden Rosenhecken. Die Welt liegt —, die liegt draußen wo!

Wenn man durch die engen und kurvigen, in ihrer veralteten Bauweise oft recht malerischen Straßen der Stadt geht, dann ist es, als antwortete dem hallenden Tritt ein Echo aus Meisterfernern. Klangt nicht ein Trauerchor vom Jakobikirchhof her, wo Schillers erste Grabplatte liegt? Sind das nicht Herders Worte, der in der Stadtkirche zu einer andächtigen Gemeinde spricht? Aus allen Winkeln und Ecken raunt eine flüslernde Sprache, die vergangene Zeiten wachruft und totgeglaubte Gestalten lebendig werden lässt; in den Lüften tönt wie von Neolharfen eine traumhaft-melodische Weise von Liebe und lauschiger Glückseligkeit, Erdemweh und quälender Herzensnot. . . .

Hier mahnt eine Tafel an Goethe, dort eine Inschrift an Schiller, dort ein Stein, ein Haus, eine Bank, eine Straße an Wieland, Herder, Frau von Stein, Corona Schröter.

Ganz Weimar spiegelt sich in dem Glanze jener großen Zeit, in der es Goethe, Schiller, Herder, Wieland in seinen Mauern beherbergte. Und ganz Weimar lebt heute von der Erinnerung an Goethe, Schiller, Herder, Wieland. . . .

Noch nie war ich in Weimar, ohne in den heiligen Hallen des Parkes eine stille Andachtsstunde zu feiern. Mit magischer Gewalt zieht es mich immer wieder hin. Und fahre ich einmal durch Thüringen an Weimar vorüber, tut mir nur eines leid: daß mich die drängende Eßlichkeit des Tages um eine unvergleichlich schöne, unsagbar erquickende und befriedigende Stunde im alten Park zu Weimar bringt.

Das sind die Wege, die Goethes Fuß gewandelt. Hier schritt er, in leidenschaftlicher Liebe entflammt, an der Seite seiner „lieben Besänftigerin“, der zierlichen und anmutigen Frau von Stein; hier scherzte und tollte er mit im Schwarm der Freunde und Gäste — der Freindinnen nicht zu vergessen — in Schäferspielen und übermüttig-neckischen Liebesträndeleien; hier trat ihm zum ersten Male „seine kleine Freundin“, Christiane Vulpius, entgegen — „ich ging im Walde so für mich hin zu“ —, die er später aus dem Klatsch und Tratsch der kleinen Stadt befreite und durch eine Gewissenssche zur „Frau Geheimräatin von Goethe“ erhob. „Grüße meine liebe Tochter herzlich,“ schrieb ihm Frau Aja dankerfüllten Herzens, „sage ihr, daß ich sie liebe, schaue, verehe, daß ich ihr selbst würde geschrieben haben, wenn wir nicht in einem beständigen Wirrwarr lebten.“ — Da sind Bäume, von Goethes Hand gepflanzt, von seiner Fürsorge gehegt. Sinnend und träumend weiste er unter ihren Zweigen; in ihrem milden Schatten erhob sich sein ringender und schaffender Geist frei und leicht in die Aetherhöhen reinster und höchster Schönheit und Weisheit. Biehe deine Schuhe aus, Erdennensch, hier ist heiliger Boden!

Vorüber an dem hüpfenden Quell, der gurgelnd aus dem Felsen sich löst, vorüber am Tempelherrenhaus, mitten im Grün, und am Shakespeare-Denkmal, das im lauschigen Winkel der künstlichen Ruine dem großen Briten

Opfergaben des Dankes spendet, vorüber am Schlangenstein, der Schillerbank und dem römischen Hause, in dem unser alter Genosse Weizheimer mit Liszt und dem Großherzog Carl Alexander poskulierend und diskutierend manche frohe Stunde verlebte, vorüber weiter an dem Vorkenhäuschen, das verschwiegen süßeste Geheimnisse bewahrt, und an dem wunderbollen Lisztdenkmal, das der junge Münchener Bildhauer Hohn dem genialen Meister schuf. Und dann . . . über die weite, glatte Saatfläche der sattgrünen Wiese . . . wie leuchtet es aus dem Rahmen der alten, hochragenden Baumbestände in idyllischer Lieblichkeit hervor . . . Goethes Gartenhaus.

Hat nicht der Niegel geklirrt? Tritt nicht eine schlanke, schöne Männergestalt besiegelter Schritte durch die niedere Porte? Sieh, wie er mit überquellender Herzlichkeit und artigem Verneigen die Dame begrüßt, die im griechischen Gewande und in der Pracht ihrer Locken, die Wangen gerötet vor freudiger Erregung, dem Hause entgegensteilt. In beider Blicken und Worten strahlt der Himmel einer großen Seligkeit wider. Nun wenden sie sich und schreiten dem Gartenhaus zu. „Übermüttig siehts nicht aus, dieses kleine Gartenhaus; aber wer darin verkehrt, dem ward ein froher Mut beschert.“

Ein Stein an Goethes Lieblingsplatz kündet von den heißen und flammenden Feuern, die hier auf verstecktem Liebesaltare entzündet worden sind. Wenn alle Steine reden könnten! Alle Räume und Vüscbe die Gabe des berichtenden Wortes besähen! Sechs Jahre lang wohnte Goethe hier, legte selbst den Garten an und pflanzte die aus der Heimat bezogenen Neben an das Mauerwerk. Wir sehen ihn aus- und eingehen, überall „herumhausvatern“, mit dem Herzog stundenlang diskutieren, auch Biersuppe und kaltes Fleisch mit ihm und der Herzogin essend, nachts im Mantel auf der Bank schlafend, von Zeit zu Zeit erwachend und nach den Sternen über sich blickend.

Die Baumkronen räumen und rauschen, sie wissen noch mehr, noch Interessanteres, Lieblicheres, Süßeres zu erzählen. Aber sie haben Schweigen gelernt im langen Lauf der Jahre.

Mit der segelnden Sommerseite, die um Bäume, Sträucher und Menschen sich schlingt, entschweben die zartgewobenen Bilder von Glück und Liebe, Schäferpiel und himmelhochschauzendem Liebesweh, und im tiefen Purpur des leise erschauernden Herbstlaubes erstickt der Glanz, den jene große, glückliche Zeit spärlich auf die unsichterne Nachwelt kommen ließ. . . .

Man besucht, wenn man in Weimar ist, das Schillerhaus, das im zweiten Stock ein paar ärmliche Möbelstücke birgt, für deren Beobachtung man eine halbe Mark entrichten darf; man besucht auch das Goethe-Museum am alten Frauenplan, einen braungelben Bau mit langer Fensterfront, der Goethe von 1792 ab als Wohnhaus diente. Das Haus enthält neben den Wohn- und Arbeitsräumen auch das Sterbzimmerchen des Dichters.

Von der Treppe her betritt man einen kleinen Vorraum, in dem Goethes Steinsammlungen sowie Gerätschaften mancherlei Art sich befinden, darunter die alte Wanduhr aus dem Vaterhause in Frankfurt. Eine niedere Tür geleitet in das Arbeitszimmer. In der Mitte ein großer Tisch, an dem die Sekretäre saßen; zuweilen Eckermann allein Goethe gegenüber, der die Arme auf ein Kissen zu legen liebte, das noch heute auf seinem Platz sich befindet. An den Wänden stehen Pulse und Bücherschränke mit Nachschlagewerken, Atlanten, Wörterbüchern und einer Ausgabe der Werke Goethes. Tintenfässer und Federn, physikalische Apparate, Flaschen, Teller usw. finden sich

ringsum verstreut, als ob Goethe das Zimmer soeben verlassen hätte. Späliches Licht verbreitet über das Ganze eine eigenartige Stimmung der Weise, wie sie in Domen den itümlichen Beschauer zu überkommen pflegt.

Nebenan ist Goethes Sterbezimmer. Der Lehnsstuhl, in dem er sein reiches und fruchtbares Leben aushauchte, neben dem Bett, auf dem Nachttischchen die Medizinflasche und ein Leuchter, auf dem Nachttische eine Schale, alles von rührender Einfachheit, um nicht zu sagen Fürstigkeit. Hier muß man allein sein. Ganz allein stundenlang. Denn hier vernimmt das lauschende Ohr die Sprache des Genius. Hier werden der Seele wunderbare Erscheinungen.

Die übrigen Räume des Hauses enthalten ein Unmengeilder und Bücher, Silhouetten und Vasen, Stiche, Maritäten und Kuriositäten, alle auf die eine oder andere Weise mit dem Leben und Schaffen Goethes verknüpft. Früher war alles wie in einem Museum aufgespeichert und unter Glaslöschen auf langen Tischen zur Schau gestellt. Die jetzige Zeitung hat mit dieser geistlosen und abgeschmackten Methode, das Andenken Goethes zu wahren, gebrochen und den Räumen wieder den Charakter einladend-schlichter Wohnlichkeit und Natürlichkeit verliehen.

An einem herrlichen Herbsttag nahm ich einen Wagen und fuhr nach Belvedere. Wiedlands Denkmal zur Rechten lassend, den Saum des Parkes entlang, vorüber an den Tennisplätzen, die Weimars goldene Jugend bevölkerte, und von der Beldes eigenartiger Villa, die ein braun-lilablauer Herbstlaubern umblühte. Nun die wunderbare Rastattengasse entlang bis hinauf zur Höhe, von der das reizende Lustschlößchen, links und rechts von Cavalier- und Wirtschaftshäusern slaukt, in das anmutige, grünende Tal hinuntergrüßt. Ein entzückendes Panorama bietet sich dem Auge. Die Tische im engen Wirtschaftsgärtchen sind nachmittags bald besetzt, jeder will den herrlichen Blick ins Tal genießen. Und immer mehr Spaziergänger und Ausflügler finden sich ein, zu Fuß, zu Ross, per Troschke, Auto oder Omnibus. Und wie weltliche, laute und bunte Wallfahrerzüge stellen sich die Mädchenpensionate ein — noch nie war ich hier oben, ohne aus hunderten von Mädchenfehlern helle Lieder und frohes, silbernes Lachen zu hören. . . .

Das Schloß umgibt ein wohlgepflegter, ausgedehnter Park mit dem unter Goethe geschaffenen Naturtheater und einer großen Orangerie, die Jahrhunderte alte Baumbestände seltenster und kostbarster Art aufweist.

In den Wipfeln klingt das Rauschen froher Schäfer und Schäferinnen wieder, deren zierliche Füßchen einst über die Mäntel hüpfsten und sich auf fiesestreuten Wegen in tändelnden Schritten bewegten. Saitenspiel ertönt, die Springbrunnen plätschern, Gelächter erschallt und aus Laubengängen und verschwiegenen Parkhäuschen trägt ein warmer Wind zärtlich Geslüster und das girrende Lachen und Seufzen versiebter Seelen herüber. . . .

Nach ist der Nachmittag verträumt. Der Abend senkt sich dümmrig herab. Im tiefen Dunkel der alten rauschenden Rastattengasse geht es wieder den Lichtern der Stadt zu. . . .

Der Theaterplatz ist hell erleuchtet. Durch die Eingänge des hohen, in reinen, edlen Linien aufstrebenden Portals drängt sich das kunstliebende Publikum. Es ist nicht mehr der alte Bau, in dem Goethe das Szepter des Theaterdirektors geschwungen und „in sehr verworrenen und ermüdenden Geschäftesten“ Großes geleistet; schon zu Lebzeiten des Dichters war er ein Raub des Feuers geworden. Und der Bau, der ihm folgte, hat nun wieder einem vor mehr als

Jahresfrist vollendeten prächtigen Neubau Platz machen müssen.

Au die architektonischen Formen des Theaters, vor dem sich das bekannte Goethe-Schiller-Standbild erhebt, erinnert lebhaft ein anderer städtischer Bau, der im Bahnhofsviertel schmuck und stilrein aus der Erde gewachsen ist.

Ein höherer Offizier kommt sporenklirrend die abschüssige Straße entlang, erblickt den Bau, bleibt stehen, tritt zurück, führt das Glas an die Augen, überschreitet den Fahrdamm, bleibt wieder stehen, immer den Blick auf das Haus gerichtet, von dem er sich nicht trennen kann.

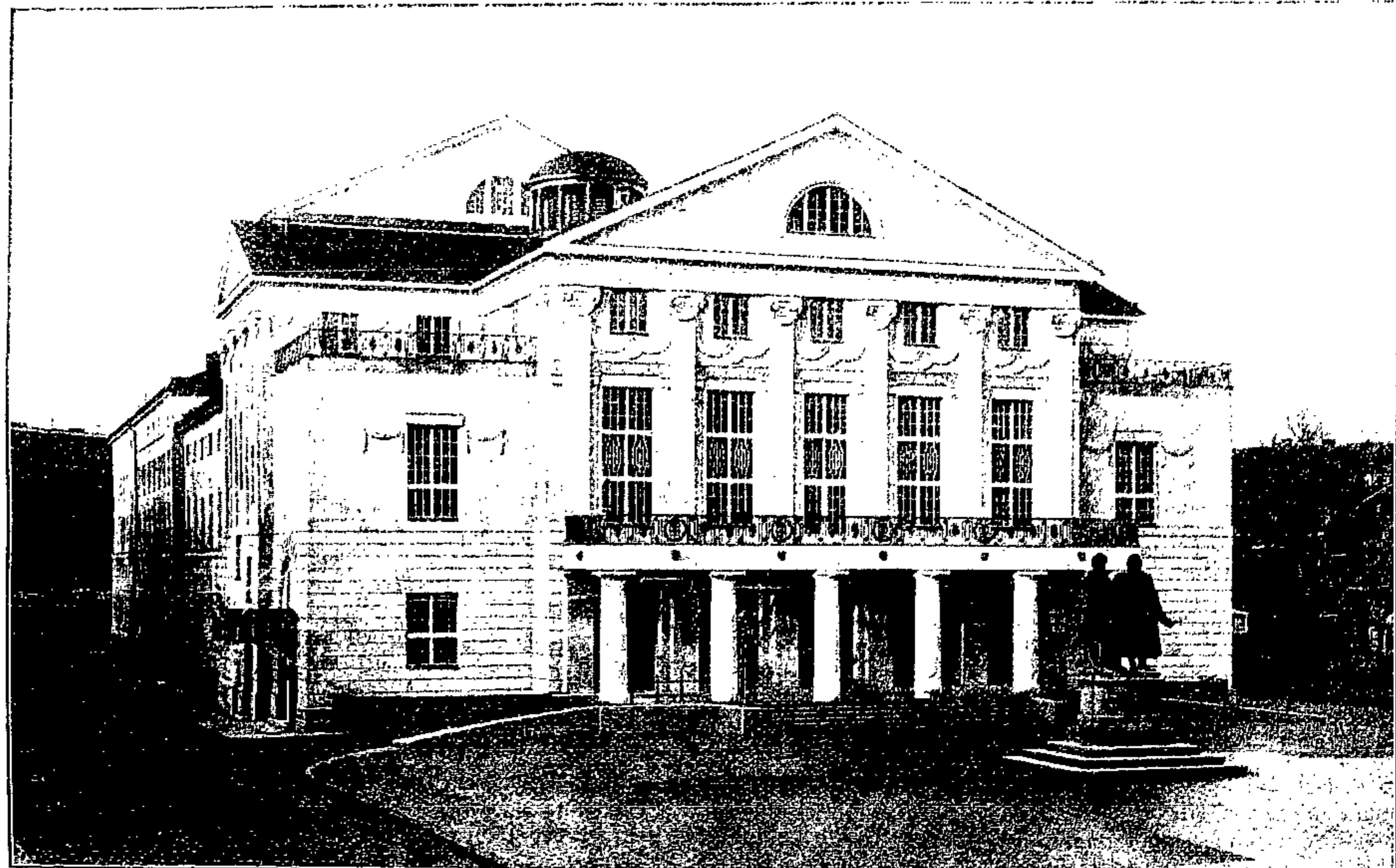
Dann geht er gedankenvoll auf den anderen Fußweg zurück, mustert den Bau noch einmal in allen Teilen seiner imponierenden Erscheinung und wendet sich dann an einen Mann, der hinter der Umzäunung den Garten besprengt.

„Verzeihung! Sagen Sie mir — äh — was ist das hier für ein wundervolles Theater?“

„Das ist kein Theater,“ antwortet der Angeredete trocken und mit verbautem Lächeln,

Blumen auf der Wiese jeder die Blume, die er sieht, für die schönste und wesentlichste hält —, was es sichtbarlich gegeben hat, gerade das Wichtigste, das Maßgebende, das Weltbewegende und das Ewigbleibende das sei, was ihm gefällt. Diese verhältnismäßig oberflächliche Betrachtung hat dazu geführt, daß so ziemlich alle Parteien, alle kulturellen, ästhetischen und literarischen Richtungen es fertig bekommen haben, bei jedem Genie das, was für die bestimmte Partei und Richtung und für die einzelnen gerade schmalhaft war, als das Maßgebende und als das Richtunggebende für dieses Genie hinzustellen, und so ist es gekommen, daß von diesen Leuten jedes Genie in Anspruch genommen wird. Am allerwenigsten ist das vermieden bei Goethe. Auch unsere Partei ist nicht völlig freizusprechen von dem Fehler, in Goethe mehr hineingelegt zu haben — weil sie wollte, daß es in ihm sei —, als ernsthafterweise in Goethe für die moderne Arbeiterbewegung zu finden ist. Denn wir haben bei Goethe, wie

in einer Art Synthese, einer Art Verbindung dialektischer Widersprüche große innerliche Richtlinien finden, die Goethe selbst in seinen Werken und Taten, im Dichten und in Wirklichkeit als das Wesentliche seiner Welt- und Lebensanschauung betrachtet hat. Und gerade diese sind es, die mit der Welt- und Lebensanschauung des aufgeklärten, klassenbewußten Arbeiters und somit auch mit der sozialistischen Weltanschauung Verbindungspunkte haben. Nicht als ob Goethe vorgeahnt hat, was Marx und Engels wissenschaftlich fundamentiert haben. Aber wie immer bei einem Genie, das infolge seiner intuitiven Produktion, aus seinen psychischen Erlebnissen heraus, die wir nicht restlos erklären können, mehr sieht, sowohl rückwärts wie vorwärts, als andere Sterbliche, so hat auch Goethe, ohne daß es ihm immer bis in seine letzten Folgerungen zum Bewußtsein kam, vieles vorgeahnt, was Marx und Engels später in bewußte systematische Form gebracht haben. Und auf diese Fragen, die Goethe in eine Parallele



Das neue Weimarische Hoftheater.

„das ist das Volkshaus, das sich die sozialdemokratische Arbeiterschaft von Weimar gebaut hat.“

Dem alten Haudegen gibt es einen Ruck, er schlägt die Hacken zusammen und stürmt — marsch, marsch! — davon.



## Goethe und die Arbeiter.

Ein Vortrag in Weimar. von Max Grunwald.

Wenn man etwa in einem freundlichen geselligen Kreise auf das Land geht und auf eine Wiese mit vielen bunten verschiedenen Blumen kommt, so wird jeder je nach seinem Geschmack, nach seinem persönlichen Empfinden diejenige Blume für die schönste erklären, die ihm zusagt: er findet, was er sucht. So ungefähr geht es den meisten, wenn sie im leichten Wandeln durch die Seiten ein großes Genie betrachten; auch da sucht jeder bei diesem Genie dann das, was ihm gefällt, als das wichtigste herauszuheben, und jeder glaubt, daß bei diesem Genie — genau so wie bei den

Menschen schon in den vierziger Jahren anmerkte, zu unterscheiden zwischen dem genialen Dichter und dem Sohn eines wohlhabenden Frankfurter reichsstädtischen Geschlechts, wir haben bei ihm zu unterscheiden zwischen dem revolutionären Denker und Dichter und dem Menschen der lieben Gewohnheit, der von Tradition und Glauben nicht abkommen kann. Dieser Gegensatz zieht sich durch sein ganzes Leben. Von Anfang bis zu Ende findet er sich in seinem Fühlen und Handeln, und er verschwindet nur auf den höchsten Spitzen des Lebens, wo die geniale Intuition eine Synthese schafft.

Durch solchen Zwiespalt aber auch ist es gekommen, daß eine oberflächliche Betrachtung Goethe nach jede Richtung hin für sich in Anspruch nehmen konnte. Aber eine Betrachtung, die auch nur ein wenig tiefer geht, muß immer von dem Persönlichen und Zufälligen abstrahieren, muß immer auf das Wesentliche gehen, auf das Essentielle, auf das, was den wahren Wesenskern dieser Erscheinung ausmacht. Und so können wir auch bei Goethe über den oben gekennzeichneten Menschen hinweg

zum Denken und Fühlen des aufgeklärten klassenbewußten Arbeiters bringen, soll heute unser Sinn sich richten.

Hierher gehört in erster Linie jene Reihe von Gedanken, die wir in der modernen Zeit vielleicht mehr als gut ist, in einseitiger Weise mit dem Namen „Entwickelungs-gedanken“ belegen. Dieser Entwickelungs-gedanke, daß „alles, was besteht, wert ist, daß es zugrunde geht“; daß alles in beständigem Werden und Vergehen begriffen ist, dieser Gedanke, der dann auf die Geschichte in fundamen-taler Weise von Marx und Engels übertragen ist, er findet bei Goethe zuerst im Gegensatz zu den Romantikern eine deutliche, eine beinahe systematische Auslegung. Wahr sieht Goethe den Entwickelungsgedanken in der Geschichte der Menschheit anders als in der Naturgeschichte; aber wo er auf ihn stößt, kommt er immer über den allgemeinen Gedanken der Entwicklung zu der positiven weiteren Erkenntnis, daß die Entwicklung des menschlichen und des gesamten kulturellen Lebens nicht nur auf einer in gleicher Höhe bleibenden Ebene vor sich geht.

sondern im allgemeinen Flus; aufwärts und vorwärts geht. Dieser Gedanke, den Goethe in das bekannte Stichwort: „vorwärts und aufwärts“ zusammengefaßt hat, dieser Gedanke, daß die Entwicklung vorwärts geht, und zwar nicht bloß auf gleicher Ebene, sondern auch aufwärts, d. h. mit der Ebene aufsteigend, ist bei Goethe auf allen Wegen der maßgebende.

Nur glaubt er für die Naturgeschichte, daß diese Aufwärtsbewegung aus einem gewissen Höhepunkt sich wieder überschlägt und zum Anfang zurückkehrt. Aber wo er im allgemeinen oder besonderen von der Entwicklung spricht oder Entwicklungsgedanken darstellt, immer finden wir als das Charakteristische das Aufwärts und Vorwärts. Aber wie sich die Entwicklung erklärt und was letztlich dahinter steht, darin unterscheidet sich Goethe und es wäre Torheit, das zu verfeuern von allem Denken des modernen Arbeiters. Bei Goethe das liegt in den Bedingungen seines ganzen Zeitalters — sind es immer die großen Personen, die schließlich in der Menschheitsgeschichte den Ausgang geben. Er sieht immer in allen Bewegungen des menschlichen Lebens nicht die einzelnen Kräfte, die Wielheiten, die sich bewegen und die das Fundament abgeben, er sieht immer nur die Konzentration, die Gipspunkte in der Entwicklung, das, was übertragt, und nur das sieht er auch als maßgebend in der Menschheitsgeschichte an. Es fehlt ihm völlig der Blick für das Einzelne, für das vielfältige und verbindende Kleine in der Menschheitsentwicklung. Weinahe, als ob diesem Genie hier nur der Blick für das Gleiche gegeben wäre, als ob er nur Gleiche an Gleichen hätte feststellen können. Denn anders ist es nicht zu begreifen, daß ein Mann, der in der Entwicklung alles sieht, der den Entwicklungsgedanken im Denken und Dichten, im Leben und Fühlen immer in den Vordergrund gestellt hat, anders ist es nicht zu begreifen, wie er bei der Betrachtung der Menschheitsgeschichte nur das ihm Gleiche als einzige Wirkung und Ursache sieht.

Dadurch trennt er sich von dem, was wir seit Marx und Engels als das Maßgebende in der geschichtlichen Entwicklung betrachten. Aber wenn er in der Menschheitsgeschichte nichts sah, als was gesehen werden mußte, um alles zu erklären, so hat er doch sonst, wohin wir in seinem Leben auch blicken mögen, gerade für das Wahre in der Geschichte und im menschlichen einzelnen Leben immer einen unvergleichlich tiefen Blick gehabt. In der ganzen Geschichte ist vielleicht außer Marx niemand als Goethe, der sonst so das Wahre und das wahre Sehen an die Spitze aller Betrachtung als Grundfaß hingestellt hat. Das Wahre war bei diesem Genie eine Selbstverständlichkeit.

Das Wahre mußte man aber nach Goethe nicht nur sehen, sondern auch leben, und es

gibt in seinem ganzen reichen Leben auch nicht einen Augenblick, der von der Wahrheit irgendwie bewußt abweiche. Er hat von Jugend an bis in sein höchstes Alter immer die Wahrheit als das erste Prinzip seines privaten und öffentlichen Lebens aufgesetzt, er hat nie einen Schritt getan in seinem wechselseitigen Leben, der von der

grenzter Geschichte. Und wenn wir das zu Goethe in Beziehung setzen, so finden wir einen völlig harmonischen Ausklang und Gleichklang. Denn alles, was er betrachtet, will er sehen, wie es wirklich ist. Er will das Wirkliche immer nur mit Wirklichem, wie er sagt, erklären. Daraus erklärt sich sein Gegensatz nicht nur zu Kant, sondern sein innerster Gegensatz vor allem zu Schiller. Schiller geht immer über das, was er mit den Augen verfolgen kann, hinaus. Er sieht vielleicht weiter in vielem, er sieht aber in der Wirklichkeit der Gegenwart nie so wahr wie Goethe. Goethe hält sich immer an das Konkrete. So wie der Sozialismus sich bemüht, die Dinge zu leben, wie sie sind, zu beschreiben, wie sie sind, und zu erkennen, wie sie sind, so ist auch Goethes Erkenntnisweg: das Wirkliche mit dem Wirklichen zu erklären. Damit bescheide er sich, weil er weiß, daß darin allein die menschliche Erkenntnis zu wirklichen, nützlichen, positiven Lehren kommen kann. Aber nicht nur, daß er dieses Wahrheitsprinzip in seinem Denken und Fühlen, soweit es seine Werke betrifft, als letzten wie als ersten Grundsatz aufgestellt hat, nein, was ihn in dieser Hinsicht so groß macht, und nicht bloß als Genie des Gedankens und Fühlens, sondern auch des wirklichen, vernünftigen moralischen Lebens, das ist der Unterschied, daß er eben dieses Grundsprinzip der Wahrheit auch auf sein persönliches Leben übertragen hat. Es gibt keinen Schritt und keinen Moment, wo er auch in seinem privaten und persönlichen Leben von der Wahrheit irgendwie und irgendwo abgewichen wäre.

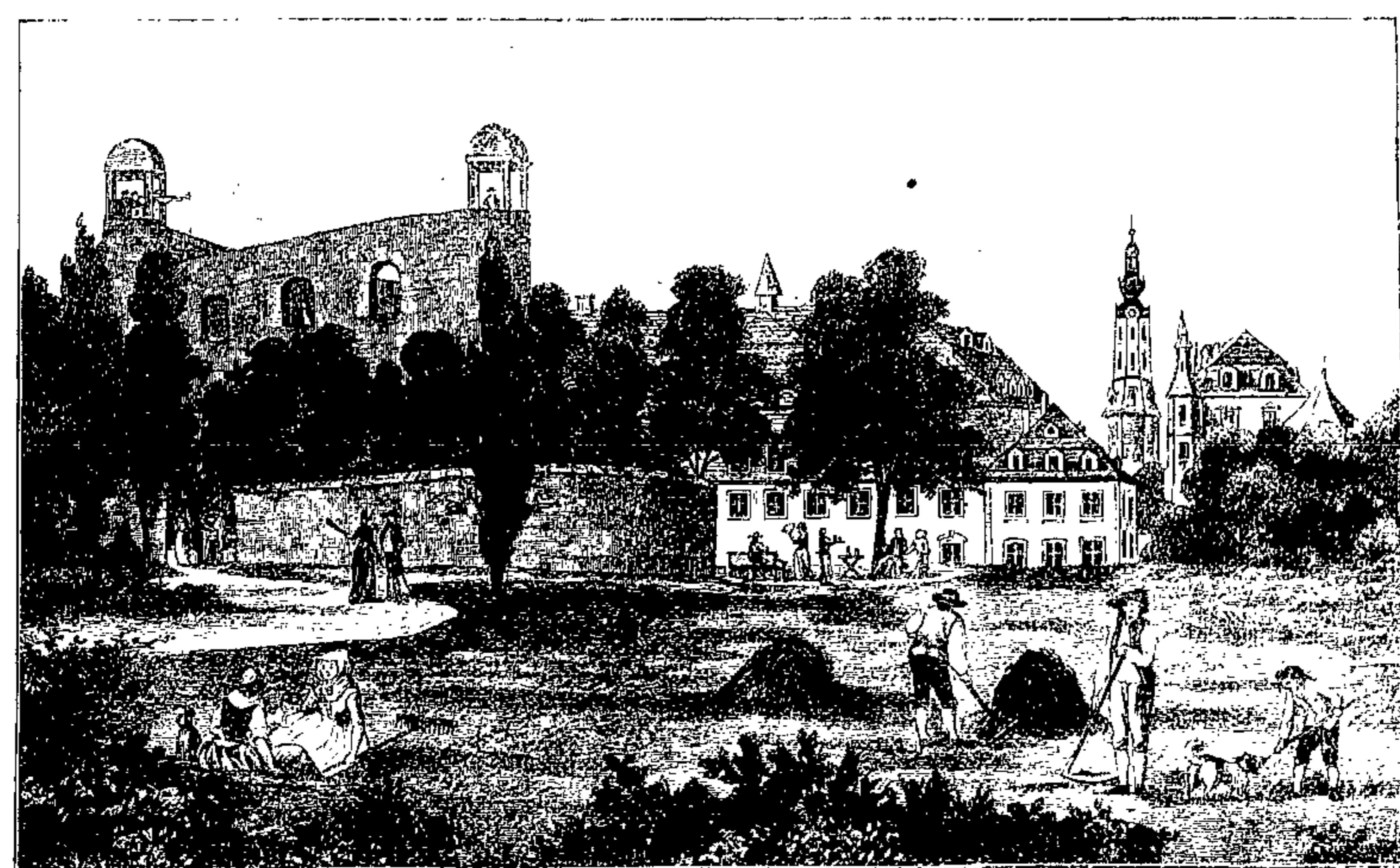
Und gerade sein intimes Leben, sein Verhalten in dem einfachen menschlichen Leben von Mann zu Frau, zeigt ihn voller Wahrhaftigkeit und moralischer Größe. Denn wenn man sich vorstellt, was es heißen müßte, als Minister eines Landes, als Freund des Herzogs, als Liebling des Hofes, als angestammtes Genie des Volkes und der ganzen Kulturstadt sich mit einem Wesen zu verbinden, das äußerlich genommen — und der ganze weimarerische Kreis und alle Welt nahmen die Dinge recht äußerlich —, was Bildung und soziale Stellung betraf, auch nicht nur annähernd mit Goethe auf gleicher Stufe stand. Die Verbindung mit Christiane Vulpius ist nicht nur in diesem Sinne die Tat eines persönlichen Lebens, sondern die Tat eines grundfäßlichen Lebens, es ist die Wahrheit, die er auch hier anerkennt und bekennt, und in all den Jahren, in denen er mit

Christiane ohne die offizielle und legitime Trauung zusammengelebt hat, hat es sein Wahrheitsfaß, seine Offenheit des persönlichen Lebens niemals geduldet, daß diese prachtvolle Frau, die er mit seinem ganzen Herzen liebte, irgendwo schlecht angesehen und nicht als seine Lebensgefährtin voll bewertet wurde. Und als er in den politisch wie per-



Der Weimarer Goethe-Gartenhaus mit Altan (1778).

Wahrheit, wie er sie erkannte und öffentlich ausgesprochen hatte, irgendwie auch mir um Haarsbreite abgewichen wäre. Und diese Wahrheitsbetonung, dieses Leben nach Wahrheit und in Wahrheit, das ist es, was Goethe den modernen Arbeitern so unendlich nahe bringt. So nicht bloß dem privaten Leben des modernen



Schneckengebäude und v. Stein'sche Wohnung in Weimar.

Arbeiters, wie es sein sollte und vielfach nicht sein kann, sondern vor allen Dingen den Grundsätzen des wissenschaftlichen Sozialismus, die der moderne Arbeiter vertritt. Denn wenn man das, was Marx und Engels geleistet haben, in ein Wort zusammenfassen wollte, so haben sie nichts als ein Stück Wahrheit gegeben, gesehen in dem Lichte der Wirklichkeit und zeitlich be-

sönslich so aufregenden Tagen des Jahres 1806 sich ehrlich mit Christiane Vulpius verbinden ließ, da schreibt er über diesen doch in jedes persönliche Leben so einschneidenden Schritt fast als etwas ganz Nebensächliches in einem Briefe an einen Freund in Bremen: „Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erhellen, haben ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notisation ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportablen Kleinheiten manches zu kommen zu lassen.“ Diese einfache Mitteilung ist charakteristisch. Die offizielle eheliche Verbindung ist ihm eine so selbstverständliche Nebensächlichkeit, daß er ihr nicht einmal formal irgendwelches Gewicht beilegt. Und als er nach einigen Tagen einigen durchreisenden Freunden Christiane vorstellt, fügt er hinzu: „sie ist immer meine Frau gewesen.“ Diese einfache Erkenntnis und Betonung des Wahrhaftigen ist es auch, die diesem Genie das persönlich Verbindende auch mit den einfachsten Menschenkindern gibt. Das Wahre ist für ihn eine reine Selbstverständlichkeit und wie alles Selbstverständliche fast zum Nebensächlichen geworden. „Sie ist immer meine Frau gewesen“, sagt er, und so hat er nie einen Unterschied in seinem Denken und Fühlen gemacht zwischen den Tagen vor der offiziellen Trauung und denen nach ihr. So hat Goethe auf allen Gebieten das Wahre immer als das Selbstverständliche betrachtet, und auch sein ganzes Dichten ist, wie er immer betont, immer nur ein Dichten nach wahren Gegebenheiten und wirklichen Gelegenheiten. Was heißt das anders, als ein Dichten nach wirklichen, wahren Erfahrungen? Nunmehr muß bei Goethe auch für die größten Schöpfungen ein persönliches, wirkliches Erlebnis der Anstoß gewesen sein, immer muß die Dichtung aus dem Wirklichen nicht nur, sondern auch aus der Wahrheit kommen, und gerade von seinen lyrischen Dichtungen sagt er einmal selbst: „nicht hab' ich sie, sie haben in ich gedichtet“. Was hierbei Christiane angeht, so sind von seinen prachtvollsten lyrischen Gedichten die römischen Elegien und die venezianischen Epigramme, die vielleicht das Höchste darstellen, was Menschen an Wohlklang und Gedankenreichtum zugleich geschaffen haben, nicht, wie man wohl annehmen sollte, in Italien entstanden, sondern sie sind in Weimar entstanden. Und das Publikum, vor dem sie entstanden und für das sie entstanden, war niemand anders als Christiane. Sie ist die Urheberin und Auslöserin dieser höchsten lyrischen und gedanklichen Leistungen. So hat er die Wahrheit nicht nur gedacht, sondern auch gelebt. Er hat nicht nur das, was wir Moral nennen, er hat auch das Wahre immer zum Selbstverständlichen gemacht. Und nicht nur in der Idee, sondern auch als eine reine Selbstverständlichkeit durch das Leben und durch die Tat erwiesen. Und dieser Umstand, daß er auf die Tat in seinem Leben immer durch die Wahrheit hingelenkt wurde, hat ihm dann auch für seine ganze Denkrichtung, für seine ganze Lebensauffassung, nicht bloß und nicht allein die Wahrheit, als das Lebensprinzip in Erkenntnis und Wirklichkeit gegeben, sondern neben der Wahrheit auch die Tat.

Die Tat ist bei ihm etwas, was aus dem Wirklichen entspringt, was aus dem Wahrhaftigen herauskommt. Aber diese Tat ist nicht etwas Unselbständiges, wie das Wahre in ihm, unselbständig in dem Sinne von unbewußt, sondern die Tat ist bei ihm etwas Bewußtes, eine ganz konkrete Forderung, die er in allen Lebenslagen immer durch das Leben selbst wieder bewiesen hat. Und wohin wir bei ihm blicken mögen, immer ist es der Gedanke, daß neben dem Wahren als Urgrund die bewußte

Tat des Lebens Inhalt werden soll. Diese hohe Bewertung der Tat zieht sich bei Goethe durch das ganze Leben. „Die Tat ist alles, nichts der Staub“, sagt er im Faust. Das heißt, daß er in die Tat, in das reine Tun, in das reine Betätigen im Wirklichen schon einen reinen ethischen, sittlichen hohen Wert hineinlegt, ganz gleich, wie die Tat sich äußert, ob zum Guten oder Schlechten.

Schon die Tat an sich ist etwas Gutes, weil sie eine Reinigung des inneren Lebens ist, weil die Menschen nur durch die Tat zum Bewußtsein kommen können. Auch im modernen Sozialismus steht neben der Wahrhaftigkeit das wirklich Aktive, das Tätige. Der Sozialismus ist nicht nur Wahrheit in der Erkenntnis, sondern auch im Handeln, und wir legen mit Recht auf allen unseren Bewegungen, auf allen Gebieten nicht nur so großes Gewicht auf die Erkenntnis des Wahren, sondern auch auf das Handeln, das Tun, oder, um es der Gewohnheit gemäß auszudrücken, wir legen bei allem nicht nur Gewicht darauf, daß wir das, weswegen wir uns betätigen wollen, richtig und wahrhaftig erkennen, sondern daß wir auch von der Erkenntnis zur Tat, zur Agitation und Organisation übergehen. Auch hier im Sozialismus immer der Gedanke, daß das Wahrhaftige durch die Tat sich entföhnen muß, durch die Tat erst Leben bekommt. Und das große Wort von Marx: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ ist nichts anderes als ein solcher Aufruf, das Wahrhaftige durch die Tat zu beweisen.

Sich vereinigen, heißt nichts anderes, als sich betätigen, gemeinsam handeln, und als Schlusswort des kommunistischen Manifestes heißt es gewiß nichts anderes als die Erkenntnis, die hier niedergelegt ist, durch die Tat zum Bewußtsein der Menschen zu bringen. „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ Man könnte hinzusehen: um das, was im Kommunistischen Manifest steht, zu erweisen, zur Tat, zum Leben zu erreichen. Und Goethe hat, wie wir, diese Tat als das letzte und erste des Lebens betrachtet. Im „Faust“, in seinem größten Werke, das in seiner Art für die ganze Menschheitsgeschichte eine Offenbarung bedeutet und immer bedeuten wird, wie Faust dort, zurückkommend vom Österspaziergang, die Eintrücke wieder heranholen will, die das erwachende Leben in der Natur so stark in ihm wachgerufen, wie Faust hier auf den Gedanken kommt, sich in dieser innerlichsten Stunde mit dem Neuen Testament zu beschäftigen, es in sein „geliebtes Deutsch“ zu übertragen, da kommen diese berühmten, maßgebendsten Worte des ganzen Faust:

„Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!“ Hier stod' ich schon! Wer hilft mir weiter fort? Ich kann das Wort so hoch unmöglich schäzen, Ich muß es anders übersehen, Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.“

Geschrieben steht: im Anfang war der Sinn. Bedenke wohl die erste Zeile, Dah! Deine Feder sich nicht überziele! Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft? Es sollte stehen: im Anfang war die Kraft. Doch auch, indem ich dieses niederschreibe, Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe. Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rat. Und schreib getrost: im Anfang war die Tat.“

Das ist es, was er niederschreibt: „Im Anfang war die Tat.“ Goethe kommt, indem er alle Erwägungen, alle Überlegungen über den Anfang des Seins durchgeht, zu der letzten Erkenntnis, daß es heißen müsse:

„Im Anfang war die Tat!“

Und dieser Grundsatz zieht sich durch den ganzen „Faust“, in dem wir ja wie in seinem anderen Werke, ein eigenes Lebensbekenntnis Goethes haben, dieser Gedanke des Wirkens, der Tat und des Tätigen zieht sich durch den ganzen „Faust“ hindurch, und auch am Schluß, wo Faust, nachdem er alles Erdische und Überirdische durchforscht hat, nachdem er vom Ge-

müse zur Begierde, von der Begierde zur Erkenntnis, von der Erkenntnis zur Muße gepilgert ist, wie er das ganze menschliche und übermenschliche Leben durchwandelt hat, da in seinem letzten Augenblick bekennt er wieder als höchstes: das Handeln, das Arbeiten, die bewußte Entäußerung des Wahrhaftigen durch die Tat. Worin Faust den höchsten Augenblick seines Lebens sieht, worin er den höchsten Genuss erblickt, er sieht es nicht in den kleinen Genüssen des sinnlichen Lebens, nicht in der Wissenschaft, nicht im Gefühl, nicht im Weiblichen, nicht im Überirdischen, nicht im Genuß, nicht in der Begierde, er sieht es in der Arbeit, in der Abringung des Lebens von der Natur. Es ist jener Augenblick, wo Faust die Erfolge seines ganzen Lebens zusammenfaßt, wo er an dem großen Landstriche immer neues Kulturland durch seine Arbeiter dem Meere abgewonnen sieht, wie er da hinausblickt und sich vorstellt, wie diese tätige Arbeit Schritt für Schritt immer weiter gehen wird, und dadurch immer mehr dem wirklichen Leben, der Menschheit gegeben wird, wie er das sieht, spinnt sich der Gedanke fort, und es kommen die Worte:

„Soll ein Gewimmel möcht' ich sehn,  
Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn.  
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:  
Verweile doch, du bist so schön.“

Das ist es, was Faust und Goethe als Höchstes in diesem Leben sahen: Stück für Stück durch der Menschheit Arbeit, durch der Menschheit Tätigkeit der Natur abzuringen; wieder etwas absolut Wahrhaftiges, etwas absolut Tätiges, wieder eine reine Objektivierung der inneren Energie, der geistigen und körperlichen Kraft; wieder diese Objekte, die sich von dem Subjekt losringen, wieder diese Wahrhaftigkeit, durchgesetzt ins Tätige, — das ist es, worin Faust und Goethe das Höchste des Lebens sahen.

Und so hat Goethe neben dem Wahrhaftigen und neben dem Tätigen als drittes immer die Arbeit, die bewußte, zielgerichtete Tätigkeit als das Wesentliche des menschlichen Lebens bewertet. Da, ich rede nicht davon, daß es vielleicht wenige persönliche Leben gegeben hat, die eine so unendliche Reihe, eine so unendliche Quelle von reiner und höchster Arbeit von Anfang bis zu Ende gewesen sind — ganz abgesehen von dieser persönlichen Tätigkeit —, er hat die Arbeit auch in seiner theoretischen Erkenntnis immer auf das Höchste bewertet, sowohl für den einzelnen im täglichen Leben, wie für die Erziehung der Jugend, wie für die Gesamtheit. Nunmehr ist es die Arbeit, die zielbewußte Tätigkeit, die er zum Leitstern nicht nur des persönlichen, sondern, wie er sich ausdrückt, auch des „geselligen“ Lebens macht, oder wie wir heute sagen, des sozialen Lebens. Auch hier stellt er die Arbeit an die Spitze. Wir wollen arbeiten im Sinne der Tätigkeit des Wahrhaftigen, das ist seine Bewertung der Arbeit.

Und diese Arbeit setzt er dann wieder in Beziehung zur Bildung, — ein ganz sozialistisches Problem: Arbeit und Bildung zu vereinigen.

Hier setzt er die geistige Arbeit rückwirkend in Beziehung zur Bildung, und das ganze Bildungsproblem besteht auch bei Goethe in der Frage, wie Arbeit mit Bildung verbunden werden können. Da, im zweiten Teile von „Wilhelm Meister“ geht Goethe in dieser Beziehung viel weiter als viele Sozialisten gegangen sind. Er setzt die Arbeit in Beziehung zur Bildung, und weil die Bildung etwas über den einzelnen Hinausgehendes ist, gehören die Kinder nicht bloß den Eltern, sondern sie gehören ebenso der Gesamtheit, und diese Gesamtheit wieder erhält sich durch Arbeit, also müssen auch die Kinder im frühen Leben den Wert der Arbeit kennen lernen, und die Erziehung

soll nur dazu dienen, diese Arbeit in eine Methode zu bringen, daß sie den Kindern keine Last wird, sondern eine Freude, und so kommt er zur Forderung der öffentlichen Erziehung durch die Arbeit.

Aber wie er hier das eine mit dem anderen verbindet und vom einzelnen zum gesamten geht, so bleibt er in seiner Erfahrung und in seinen Forderungen nicht stehen, nur für das Individuum und für die nationale Gemeinschaft die Erziehung zur Arbeit, Tätigkeit und Bildung zu fordern, sondern er überträgt diese Forderung auch von der Nation auf andere Nationen, er macht sie zu einer internationalen, und so ist Goethe ganz im Sinne des Sozialismus einer der ersten Vertreter eines vernünftigen Internationalismus. Er will die Eigenart der Nation erhalten durch die Arbeit, aber diese Eigenart soll sie nicht trennen, sondern sie verbinden mit allen Nationen. Und so hat er im Internationalismus die Verbindung der einzelnen nationalen Kultur mit den übrigen immer als eine Notwendigkeit der Geschichte betrachtet. Er sagt noch in jenen Tagen, die für das offizielle Preußen die schlimmsten waren, nach der Schlacht bei Zena, ohne jede Einschränkung: „Dieses Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von anderen Völkern, vielmehr zu dem größten Verfehle; der ganze Gang unserer Kultur . . . führt uns dazu.“

Und dann auch später: „Den Nationalhaß werden Sie auf der untersten Stufe immer am stärksten und beständigen finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet. Diese war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte.“ Wieder bei Goethe diese Verbindung vom einzelnen mit dem Ganzen, wieder das Überschreiten äußerlich gegebener Grenzen, wieder die Forderung, über das Gegenwärtige hinanzugehen.

Und nun verbindet er mit dieser Forderung des Internationalen, mit dieser internationalen Gesinnung eine weitere Forderung, auf dieselbe Art weiterzugehen. Wie er von der Nation zur Welt übergeht, so auch von der Mitwelt auf die Zukunft. Auch hier keine Trennung, auch hier keine Gegensätzlichkeit bei Goethe, zugleich aber ein unvergleichlicher Optimismus, daß die Zukunft schließlich zum Besseren führt, daß das Gegenwärtige nur eine Stufe ist, die, wie wir einleitend sahen, uns aufwärts und vorwärts führen muß, und dieser zukunftsrohe Optimismus hat ihn in seinen letzten Lebensjahren zu einer merkwürdig tiefen Anerkennung der ökonomischen Kraft des gesellschaftlichen Lebens geführt. In seinen Jugend- und Mannesjahren finden wir keine irgendwie geartete Bewertung und Beachtung der ökonomischen Formen, der ökonomischen Vorgänge und Entwicklungen, so weit er sich nicht als Minister damit zu befassen hatte. Jetzt aber an seinem Lebensende zeigt sich, wie ihn die ökonomische Entwicklung selbst auf sich aufmerksam macht, und nun wieder zeigt sich weiter das Eigenartige, im Sinne der Goetheschen Lebensführung Selbstverständliche, wo das Ökonomische in der Zeit eine immer deutlichere und einschneidendere Bedeutung bekommt, wie auch Goethe jetzt das Ökonomische in den Vordergrund seines Denkens stellt. Dies ist ganz eigenständig. Wenige Monate vor seinem Tode beschäftigt er sich in einem Gespräch mit der Frage, ob es noch Zweck hätte, ob es noch eine Freude brächte, einen Nutzen hätte, länger zu leben. Er sagt sich selbst mit seiner inneren Wahrhaftigkeit, ein wie großes, ein wie tiefes und im Grunde genommen erfolgreiches Leben er hinter sich hat. Nun fragt er, hat es noch einen Zweck, hat es noch einen Nutzen, ein weiteres Leben zu wünschen in der Wirklichkeit, soll ich noch den Wunsch haben, mehr zu erleben; und er bejaht diese Frage: Ja,

ich möchte wohl noch fünfzig Jahre auf der Erde verweilen.

Warum? Was sollte man wohl erwarten, wenn ein Mensch wie Goethe nach einem so tiefinnerlichen, so geistig erfolgreichen, nach einem auf allen Gebieten auch so genügsamen Leben den Wunsch hat, noch fünfzig Jahre auf der Erde zu verweilen. Will er noch dichten und lieben, will er noch wirken und genießen, will er noch irgend etwas der Menschheit geben, was sie noch nicht hat? Nein! Er will noch fünfzig Jahre auf der Erde verweilen, um den Bau des Panamakanals, den Bau des Suezkanals und den Bau des Rhein-Donau-Kanals zu erleben! Das ist sein Wunsch, das will er erleben. Diese drei großen Verkehrswege möchte er noch Wirklichkeit werden sehen.

Das ist unvergleichlich bedeutsam. Bei einem so vorwärts-, in das Hohe und Tiefe gehende Leben bleibt schließlich als Rest der Wunsch: drei große ökonomische Veränderungen zu erleben, drei Dinge, die uns heute als grobe Selbstverständlichkeiten erscheinen. Aber es ist so. Was Goethe noch fünfzig Jahre an die Erde fesseln könnte, ist der Bau dieser drei großen Verkehrswege. Und in derselben Unterredung, wie freute er sich da über die jugendliche Kraft der Vereinigten Staaten; er sieht ihr Vordringen nach dem Westen, er sieht ihren Handel mit China und nach Ostindien sich entwickeln. Und den Bau des Panamakanals hält er dieses Verkehrs wegen für eine ökonomische Notwendigkeit. Nie verhaupt hat Goethe in den letzten Jahren seines Lebens ein ausgesprochenes Interesse für Verkehrsfragen. Damals wurde am Bremer Hafen gebaut, und er begnügt sich nicht damit, ihn zu verfolgen in der Presse und durch brieffliche Mitteilungen, sondern er läßt sich spezielle Karten aus Bremen kommen und verfolgt den Hafenbau Schritt für Schritt an der Hand dieser Karten. Nichts interessiert ihn mehr, er lebt in diesen Tagen und Wochen nur für den Hafenbau in Bremen. Und dann in derselben Zeit, Ende 1831, wenige Monate vor seinem Tode, beschäftigt er sich in einer anderen Unterhaltung mit der möglichen Einigung Deutschlands, und wieder ist es ganz unvergleichlich charakteristisch, wodurch Goethe die Einigung Deutschlands hervorgerufen sieht, wodurch er ihre Notwendigkeit voraus sieht. Nicht etwa in der gleichen Sprache, wie wir annehmen könnten, nicht in dem gleichen bürgerlichen Leben, nicht in den gleichen Ideengängen der Nation sieht er die Notwendigkeit der nationalen Einheit, sondern er erhofft sie — von den guten Chausseen und den künstlichen Eisenbahnen, ganz eine modernste ökonomische Auffassung.

In dieser selben Zeit hat er einen Entwurf versetzt über die vergangene und künftige Entwicklung des geselligen Lebens, wir würden heute wieder sagen, des sozialen Lebens, und in diesem Entwurf der „Epochen geselliger Bildung“ ist es wieder höchst charakteristisch, wie er jetzt die einzelnen Epochen der Entwicklung charakterisiert. Zuerst, sagt er, ist die Familie das wesentliche, auf die nächsten Verwandten und Freunde beschränkt man sich. Dann aber geht sie über sich hinaus, und aus dieser ersten Stufe, die er die idyllische nennt, kommt sie in die zweite, die soziale; die Gegensätze der Familien weichen. Die schließliche Verbindung der Familien, die er als Epoche die soziale nennt, läßt die Kreise des Lebens von der einzelnen Familie zur anderen übergehen, und es kommt zur dritten Epoche, zur universalen, und in ihr sind nicht bloß die einzelnen Glieder der Familien verbunden und nicht nur die Familien unter sich, sondern da sind auch die einzelnen sozialen Zentren verbunden, da ist die ganze Kulturwelt eine universelle Vereinigung. Wieder sind es Gedanken, die ganz in unsere Gedankenrichtung hineinspielen, wieder ist es ein Gehen vom Einzelnen ins Allgemeine, ein

Hinansgehen vom kleinen zum Größeren und zum Größten. Immer dieses Aufsteigen, immer vorwärts, aufwärts! Immer dieser sozialistische Gedanke der vorwärts-aufwärtssteigenden Entwicklung.

Und so finden wir bei Goethe in dem, was das Wesen seines Denkens und Fühlens ausmacht, große maßgebende Richtlinien, die sich mit Richtlinien des modernen Sozialismus des klassenbewußten Arbeiters auf das engste berühren.

Der große Gedanke der Entwicklung, die große Forderung und Veräußerung der Wahrhaftigkeit im Leben und Handeln und damit die Übertragung des Wahrhaftigen durch die Tat zur Arbeit und von der Arbeit zur Bildung, vom einzelnen zur Gesamtheit, und von der Gesamtheit fortschreitend über die nationalen Grenzen zum Internationalismus, und schließlich, an des Lebens Ende, eine hohe Betonung und Bewertung der ökonomischen und sozialen Struktur. Gleichermaßen als ob dies verlöschende Licht von einer neuen Sonne bestrahlt wird, als ob hier im Abendrot der Kampf beginnt, der eine neue Welt gebären soll. So zeigt sich in Goethes Leben ein stetes Aufwärts, niemals ein Stehenbleiben, niemals ein Rückwärts, immer ein Vorwärts.

Zu diesen großen und fundamentalen Richtlinien, da liegen die Parallelen zwischen Goethe und den modernen Arbeitern, über alle sozialen Gegensätze hinweg sind dies die Brüder, die verbinden, im Denken wie im Handeln, im grundsätzlichen wie im persönlichen Leben des einzelnen. Immer ist Goethe ein Anreger und Veleiter, eine Grundgrube der Lehre nicht nur, sondern auch der Lebendigkeit des einzelnen. Hier das Bertranen in die Zukunft, die Tätigkeit und zielflare Arbeit auf allen Gebieten, die er angreift, nie ein Verzagen und Verzweifeln, immer vorwärts lebend, immer tätig, immer arbeitend, immer, wenn ich es schließlich so ausdrücken darf: agierend und organisierend! Immer ein unvergleichlicher zukunftsroher Optimismus, immer die Zeichen auf- und vorwärtssteigender Ziele.

Und als Goethe so in seinen besten Lebenslagen davon sprach, für wen er gearbeitet, gedichtet und gelebt habe, da sagte er: nicht für die Vergangenheit, nicht für die Gegenwart, nicht für die nächsten Nachkommen, sondern für die Enkel. Diese Enkel aber können nicht Klassen sein, die aller Goetheschen Welt- und Lebensweisheit bar sind, die abwärts ziehen und rückwärts, deren Lebensinhalt zerstört und zerfressen ist, die im rohen Genießen ohne Tätigkeit und Arbeit des Lebens Inhalt sehen, denen jeder zukunftsrohe Optimismus fehlt, weil sie als Klassen keine Zukunft haben.

Die Zukunft liegt bei den klassenbewußten Arbeitern: sie sind die Enkel Goethes! Und wenn die ökonomische Enge der proletarischen Existenz für die Masse des arbeitenden Volkes das volle Eindringen in Goethe, wie in die ästhetische Kultur überhaupt, fast völlig ausschließt, so werden die Arbeiter nach Eroberung der ökonomischen Kultur um so tiefer und um so selbstverständlicher die ästhetische Kultur pflegen und ihr mit neuen Kräften neue Ziele und Aufgaben geben!

Erst dann wird auch Goethe in seiner ewigen Persönlichkeit die volle Macht seiner Kraft entfalten können, den frohen Mut und den tiefen Geist seiner Persönlichkeit voll ausstrahlen und fruchtbringend verbreiten können: erst die Morgenröte der proletarischen Freiheit wird Goethe zu seinen Enkeln führen!

Macht nicht so viel Federlesen!  
Setzt auf meinen Leichenstein:  
Dieser ist ein Mensch gewesen,  
Und das heißt ein Kämpfer sein.  
Goethe.

## Der Musesohn.

Durch Feld und Wald zu schwelzen,  
Mein Liedchen wegzuwesen,  
So geht's von Ort zu Ort  
Und nach dem Talte reget,  
Und nach dem Moos beweget  
Sich alles an mir fort.

Ich kann sie kaum erwarten  
Die erste Blum' im Garten,  
Die erste Blatt' am Baum.  
Sie grüßen meine Lieder,  
Und kommt der Winter wieder,  
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich sing' ihn in der Weite,  
Auf Eises Läng' und Breite,  
So blüht der Winter schön!  
Auch diese Blüte schwindet  
Und neue Freude findet  
Sich auf bebauten Höh'n

Denn wie ich bei der Linde  
Das junge Völkchen finde,  
Sogleich erreg' ich sie.  
Der stumpfe Busche bläht sich,  
Das steife Mädchen dreht sich  
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Söhnen Flügel  
Und treibt durch Tal und Hügel  
Den Liebling weit von Hause.  
Ihr lieben holden Mäuse,  
Wann ruh' ich ihr am Busen  
Auch endlich wieder aus?

Goethe.

12

**Der tote Weg.** Die Kinder huschen mit furchtsamem Seitenblick daran vorbei, wenn sie sich einmal beim Steifgammeln verspätet oder sich verirrt haben und nun plötzlich den Gang erblicken, der sich torartig vor dem toten Wege wölbt. Verkrüppelte Bäume und üppig wucherndes Buschwerk haben diesen Gang entstehen lassen, ohne daß eine Hand dabei geholzen; wenigstens sagen die Leute, er sei allein entstanden, und es ist auch keine Spur einer Säge oder eines Messers hier zu entdecken. Hinter dem Gang steht sich ein schmaler Pfad entlang, der sich allmählich senkt und immer tiefer hinabführt in einen kleinen Talsessel. Hier tut sich ein besonderes Stück Erde auf; im wohlgehegten Forst ein Stückchen Urwald, das vergessen scheint von aller Welt, das aber nur gemieden wird, weil die übergläubischen Leute meinen eine geheimnisvolle Vor- schung herauszufordern, wenn sie hier eintreten, eine Vor- schung, die sie verknüpfen könnte mit dem Schicksal, das auf diesem Grunde einmal wirksam gewesen.

Mir hat es der alte, pensionierte Lehrer des Dorfes erzählt, der keine Scheu trug, mit mir den Weg zu begehen. „Ich habe ja nichts mehr zu hoffen“, sagte er lächelnd, mit einem schwachen Anflug von Bitterkeit, „und ich fürchte das Schicksal nicht. Wer, wie ich, ausrangiert auf dem toten Fleis steht, ist kein Objekt mehr für die Launen der sogenannten Vor- schung. Aber außer mir werden Sie schwerlich jemand finden, der ruhigen Gemütes mit Ihnen ginge.“

Man sieht es, daß der Weg fast gar nicht betreten wird. Gras, Moos, Unkraut wuchern ungehört auf diesem Pfade, den nur eine schwache Lichtlinie im Oberholz anzeigt; das Unterholz neigt sich von beiden Seiten gegeneinander und die Spitzen der Zweige berühren sich an vielen Stellen. Kleine Kiefern, aus wildem Samen regellos aufgeschossen, hemmen hier und da den Schritt; vermorschte Baumstämmen, schon vor Jahren gestürzt, versperren zuweilen den Weg. Und sieht man in das Gehölz zu beiden Seiten des Pfades hinein, so steht Verwüstung vor unserem Auge, eng verschlungenes Dickicht und ein Dunkel, in dem nur spärliche graue Lichter spielen. Von Sturm und Blitz zerrissene Stämme ragen schwarz auf; geborstene Wipfel, abgestornte Äste ruhen tot in den knorrigen Armen des zur Seite gedrängten, schießenden Nachbars, und entsetzliche schwarze Wunden klaffen an den rissigen Stämmen hundertjährige Bäume.

„Im Frühling,“ sagte mein Begleiter, „finden Sie kaum etwas Schöneres als diesen Weg. Er ist dann nicht weniger als tot. Aus all dem Schutt und Moder, aus all der Fäulnis bricht ein wundersames und buntäres Leben. Man geht wie in einem prächtigen Garten, einem wilden freilich, in dem ein Gärtner mit Schnur und Schere arbeitet. Ni-

zählige Blüten in allen Formen und Farben kommen aus dem Grün heraus, das den Weg überwuchert. Ein schwerer, wahrhaft beläbender Duft lagert sich hier fest, wie in einem engen Rohr. Und,“ der alte Lehrer lächelte wieder, „da die Vögel die geheimnisvolle Vor- schung offenbar weniger fürchten, als der vernunftbegabte Mensch, so lassen sie sich nicht abhalten, hier ihre Nester zu bauen und gerade hier ihr freies, schönes Leben besonders laut zu preisen.

„Ich denke mir, daß es gerade diese allseitige Lebendigkeit gewesen ist, die den einstigen Besitzer hierher gelockt hatte. Dieser Waldsteich nämlich ist Privatbesitz. Heute streiten sich einige fragwürdige Erben um den Besitz — seit langen Jahren schon; die Juristen machen gute Geschäfte... . Ganz früher gehörte dies alles hier zum Gemeindewald. Als Sommerlich kam ein Fremder in unsern Ort; man sah ihn am häufigsten hier herumstreichen oder im Grase liegen oder auf einem gestürzten Baumstamm sitzen und wie im Traume horchen und schauen. Dann singt er an zu messen, und eines Tages machte er das Gebot: ein bestimmt begrenztes Waldstück — dazu gehörte dieser Weg und unten der Talsessel — sollte ihm abgetreten werden. Es gab natürlich viel Umstände; aber schließlich schlug unsere ja nicht sehr reiche Gemeinde zu. Der Fremde errichtete sich unten im Tal eine Hütte aus den Baumstämmen, die überall herumlagen, und wohnte nach ihrer Herstellung dort. Zeitweise verschwand er. Niemand wußte wohin. Auf Monate oft. Und ebenso plötzlich war er wieder da. Er ließ Steine heranfahren. Er begann zu manieren. Ja, er selbst. Ohne jede Hilfe. Wer ihn fragte, bekam keine Antwort. Der Fremde arbeitete, als hing das selige Leben davon ab. Vom frühesten Morgen bis zur letzten Tageshälften Stunde. Fragte ihn ein Neugieriger ganz hartnäckig: so schrie er: „Halten Sie mich nicht auf, sonst werde ich nicht fertig!“ Als die Grundmauer stand und noch etwas darüber, stocke der Bau. Der Fremde war nicht zu sehen. Einige Wochen später kam er wieder und führte den Bau um einen halben Meter höher. Damals sah ich ihn bei der Arbeit. Mit leuchtender Brust, mit flackernden Augen, mit hastigen, nervösen Händen. Es war mittler im Sommer und alles in Gang und eine Pracht ringsum. Er sah und hörte nichts. Er mauerte. Die Ortsbewohner, namentlich Kinder, begannen ihn zu hänseln. Er trieb sie davon und bedrohte die Jüngeren mit einer Faust. Das gab Hass und Feindschaft und hielt ihn auf... . Dort sehen Sie.“

Wie waren in den Talsessel gelangt. Dunkelgrüne Ahnhöhlen nach allen Seiten. Nadelbäume, auf denen eben ein leichter Nest Schnee schmolz. Auf der Lichtung, in der Mitte, alte Mauern von der Höhe eines Stockwerks, teilweise zerfallen, mit Moos, Pilzen und sanlendem Unkraut bedeckt. Zu der Nähe ein paar alte, schwarze Stämme, abgehauen, im Erdboden steckend. „Die Holzhütte“, sagte der Lehrer.

„Er ist nicht fertig geworden. Eines Tages fand man ihn, über der Mauer liegend, die Mörtelkelle in der Hand, tot... . Die Leute erzählen nun seltsame Sachen.“ Ein leises Lachen schüttelte meinen Begleiter. „Zagende Bauern wollten den Fremden, der schon ein halbes Jahr begraben war, im Mondchein gesehen haben, wie er eifrig mauerte, ohne aufzusehen. In jeder hellen Nacht, heißt es, saß er sein Werk fort. Dem widerspricht“, der Lehrer lächelte wieder, „der Zustand der Oberschicht. Sie sehen, was da alles wächst. Und einmal müßte er doch fertig werden. Aber freilich, es soll gerade sein Glück sein, daß er zwecklos arbeitet. Darum vermeiden die Übergläubischen den toten Weg, der sie hierher führen muß; sie sagen: wer ihn betrifft, verfällt demselben Schicksal... .“

Wir kehrten um. Schweigend, nachdenklich. An den Büschchen hingen große, helle Tropfen. Wir mußten über feuchte, schwarze Stämme steigen, die quer auf dem Wege lagen, über junge, grüne Kiefern, die noch weiße Schneelinien auf ihren Ästen zeigten. „Bald wird's hier wieder schön sein,“ sagte der alte Lehrer. Unter seinem Hut quollen spärliche graue Locken hervor.

**Von der Tätigkeit eines schwarzen Gelbgießers** im Walde von Akundonde (Ostafrika) erzählt eine Neuerscheinung auf dem Gebiete der ethnologisch-geographischen Literatur, auf die wir weiter unten noch ausführlicher zu sprechen kommen. „Solch ein Gelbgießer im ostafrikanischen Urwald ist der Viehling der Frauen und also wohl auch der Götter. Er fabriziert aus goldgleisendem Messing, das er um schnöden Mammon von der Masse erhandelt, jene massiven, wichtigen Fuß- und Handknöchelringe, die an den stattlichen Gliedern der Schönern meine staunende Bewunderung stets von neuem erregen. Wie jeder ordentliche Meister, trug der Mann sein

gesamtes Handwerkszeug bei sich: 2 Blasbälge, 3 Schmelzgiegel, 1 Hammer, das war alles. Witterlich er sich nicht lange; rasch waren die beiden Blasbälge am Boden befestigt. Es sind einfache Ziegenbälge, deren Extremitäten durch einen Knoten in sich verschlossen sind, während die obere, für die Luftzufuhr bestimmte, weite Öffnung von zwei Holzteilen eingeschloßen wird. Am anderen Ende des Balges ist eine schmale Öffnung gelassen; in diese steckt eine Holzröhre. Nach hat der Fundi aus der nächsten Hütte einen Haufen Holzkohlen erborgt schon hat er auf die Mündungen der zwei Holzröhren — es kommen stets zwei Blasbälge zu Anwendung, um einen dauernden Luftstrom zu erzielen — eine Tondüse gesetzt; mit einem verbeischlag treibt er einen Holzheben über den Holzröhren in die Erde. Jetzt füllt er den einen kleinen, bereits stark verschlackten Tonriegel mit dem gelben Material, setzt ihn ins Zentrum des Kohlenherdes, der einstweilen nur schwach glimmt, und dann beginnt die Arbeit. In raschem Wechsel fährt die Hände des Fundi mit den Schlägen der Blasbälge auf und nieder; hebt er die Hand, so spreizt er den Schlitz breit auseinander, so daß die Luft unbehindert in den Riegel hineintritt kann; drückt er die Hand nieder, so schließt er den Saal um feuchten Blasbälge und läuft die Luft durch Bambusrohr und Tropfen in das rasch ersterbende Kohlenfeuer. Doch der Mann bleibt nicht bei der Arbeit; schon hat er eine anderen herangezogen, der ihn beim Blasen abhält. Im Gleichtakt sausen die Hände auf und niedergedrückt aber hat aus seinem Rücken, einer großen Tasche, noch ein paar Werkzeuge geholt mit Bewunderung sehe ich, wie er zunächst mittels eines glatten, fingerstarken Mundstabes ein paar Löcher senktreibt in den reinen Sand des Waldbodendröhrt. Dies mag nicht schwer sein, gleichwohl entwickelt der Mann dabei bedeutende Sorgfalt. Darauf ein rasches Niederknien, ein paar Schläge auf ein paar kleine Holzheben; an den Boden ge Nagelt sehe ich eine kleine niedliche Mulde. Ein Stück Bambusrohr ist es, der Länge nach halbiert, so daß die beiden Endknöten den Miniaturtopf abschließen. Endlich ist das gelbe Metall flüssig genug mit zwei langen, durch Rüsselspitzen zangenartig gegebenen Stäben hebt der Fundi den Riegel vom Feuer: eine kurze, rasche Wendung nach links, ein Reiben des Riegels, unter Zischen und starker Rauchentwicklung streift das Metall zunächst in die Bambusform, sodann in die Erdlöcher. Das Verfahren dieses hinterwälderischen Meisters man technisch nicht auf der Höhe stehen; es läßt sich indes nicht leugnen, daß er mit den geringsten und einfachsten Mitteln vollkommen Ausreichendes zu erzeugen versteht.“

„Negerleben in Ostafrika“. Ergebnisse einer ethnologischen Forschungsreise. Von Dr. Karl Weule, Professor an der Universität und Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig. Mit 190 Abbildungen, darunter 4 bunte Vollbilder und einer Karte. Verlag: F. A. Brockhaus, Leipzig. Titelbildet sich das Werk, dessen 14. Kapitel wir die obigen Ausführungen entnommen haben. Wer in dem Weuleschen Werk etwa Schilderungen von dramatischer Spannung erwartet, mag das Buch ruhig beiseite legen; und dennoch versteht es den Leipziger Professor ausgezeichnet, durch seine Darstellung eine wachsende Spannung bei dem Leser hervorzurufen, denn was der Verfasser in den tagelangartig niedergeschriebenen Kapiteln berichtet, sind nicht die üblichen Grörterungen eines Weisheitsgefüllten deutschen Universitätsprofessors, sondern die Resultate einer außerordentlich geistreichen und liebevollen Beobachtung des Negerlebens im Süden des deutsch-ostafrikanischen Schuhgebietes. Weule bringt lebensvolle Schilderungen aus dem Negerleben, aber nicht in zusammenhangloser Aufzählung, sondern in der anschaulichen Erfassung der gegebenen Zusammenhänge. Unterstützt wird er in diesem Bestreben durch eine Universaluntersuchung analoger ethnographischer Verhältnisse und durch die moderne Weise der Ausstattung, die auch den Kinematographen und Phonographen in ausgiebiger Weise benutzt. Die Reihe des Professors Weule, die etwa 5 Monate dauerte, ging im Juli 1906 von Lindi aus und beschrieb eine Ellipseform mit einem Durchmesser von annähernd 150 Kilometer, über die Missionsstation Massaji nach Chingulangle am dem Robuna und zurück über die Missionsstation Lewala wieder nach Lindi. Wenn das Buch auch keine tiegenden politischen Aufschlüsse bringt, so versteht es doch der Verfasser ausgezeichnet, Leben und Treiben, Sitten und Bräuche, religiöse Anschaunungen, Wohnstätten usw. zum Gegenstand ausgezeichnet Studien zu machen. j. w.

Nachdruck des Inhalts verboten!